

## Geschichten, die zählen

Eine Studie über den Vater  
von Marcel Proust

**Seite 2**

eine schwierige Ankunft in der  
weißen Mehrheitsgesellschaft

**Seite 3**

eine Frauenfreundschaft in  
Zeiten rechter Gewalt

**Seite 6**

Gedichte voller subversiver  
Komik

**Seite 7**

ein Gespräch über weibliche  
Selbstunterwerfung

**Seite 9**

eine Studie über  
Antisemitismus

**Seite 11**

eine provokante  
Infragestellung von  
#MeToo-Gewissheiten

**Seite 12**

und andere interessante  
Neuerscheinungen aus den  
Bereichen Belletristik und  
Sachbuch



Foto: Samuel Aranda/Panos

### Bücher von

Lothar **Müller** | Brandon **Taylor** | Lisa **Krusche** | Julia **Phillips** | Shida **Bazyar** |  
Kerstin **Hensel** | Nastassja **Martin** | Michael **Zichy** | Jonas **Lüscher** |  
Manon **Garcia** | Benno **Gammerl** | Peter **Longerich** | Mary **Gaitskill**

Anzeige

»Glasklar, analytisch, faktenstark. Und motivierend,  
denn die Zukunft ist noch veränderbar. Für uns, für  
die Kinder von heute – und ihre Enkel.«

*Dr. Eckart von Hirschhausen*

## Das Rezept gegen Klima-Ignoranz

Der Klimawandel wird Deutschland schon bis 2050  
tiefgreifend verändern. Was genau uns erwartet,  
beschreibt dieses Buch auf der Basis neuester  
Forschungserkenntnisse.



**SPIEGEL  
Bestseller**

Klappenbroschur  
€ (D) 18,-  
Verfügbar auch als  
E-Book

[www.kiwi-verlag.de](http://www.kiwi-verlag.de)

**Kiepenheuer  
& Witsch**

## editorial

## Unter der Oberfläche

Über diese literataz, Pandemien, Normalisierungen und nötige Differenzierungen

Das ging jetzt doch schnell. Noch Anfang dieses Jahres generierte allein schon die Beobachtung, Rassismus und identitätspolitische Fragen seien die großen Trendthemen im literarischen Bereich, einige Aufmerksamkeit. Inzwischen sind wir weiter. Und zwar keineswegs, weil bereits der ablösende nächste große Trend anstünde. Sondern weil das Pauschale nicht mehr passt.

Sharon Dodua Otoo's weite historische Bögen in „Adas Raum“ sind etwas anderes als die identitätspolitische Diskursaufhellung Mithu Sanyals in „Identitti“, sind etwas anderes als die hingejazzten Frauenporträts Bernardine Evaristos in „Mädchen, Frau etc.“ – um nur einige Neuerscheinungen zu nennen, die zuletzt breit wahrgenommen wurden. Literaturkritisch geht es da längst nicht mehr um Einteilungen und Rubrizierungen, sondern um Differenzierung, auch innerhalb der sogenannten postmigrantischen Literatur.

Diese Bewegung setzt sich mit den Romanen des US-amerikanischen Erzählers Brandon Taylor (S. 3) und der deutschen Autorin Shida Bazyar (S. 6) auch in dieser Literaturbeilage fort, die die taz zu einem ungewöhnlichen Zeitpunkt herausbringt – nicht wie üblich im März zur üblicherweise dann stattfindenden Leipziger Buchmesse, sondern im Mai, an einem Punkt also, an dem man dank fallender Inzidenzen und steigender Impfkontingente wieder auf gesellschaftliche Normalisierung in der Pandemie hoffen darf.

Normalisierung – was auch immer dieser Begriff meint. Wurden doch alle bisherigen Krisen stets zum Beschleuniger für das bereits unter der Oberfläche schlummernde Neue. Das lehrt uns auch ein Blick zurück in die Zeit der großen Cholerapandemie, in der die öffentliche Hygiene erfunden wurde und eine fundamentale Umwälzung aller Lebensbereiche und der Idee von Bevölkerung und Politik generell mit sich brachte. Lothar Müller erzählt in seinem wunderbaren Porträt Adrien und Marcel Prousts davon (S. 2).

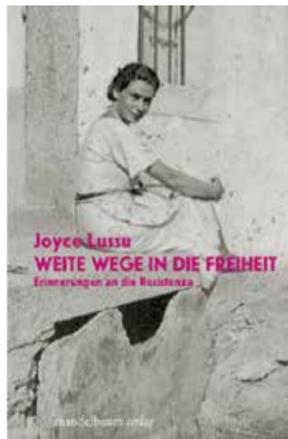
Dass ein normales Leben für Juden und Jüdinnen in Deutschland noch immer nicht möglich ist, dürfte in den letzten zwei Wochen, angesichts des tobenden antisemitischen Mobs auf den Straßen und vor den Synagogen, ein paar Menschen mehr klar geworden sein. Weniger sichtbar, aber auch gefährlich ist der leise Antisemitismus, der aus der Mitte der Gesellschaft nie verschwunden ist. Immer wieder zeigen unterschiedliche Studien, dass jeder Vierte in Deutschland antisemitisch eingestellt ist. Da hilft es auch nicht, zwischen Israelkritik und Antisemitismus zu trennen. Tun die Antisemiten nämlich auch nicht. Peter Longrichs fulminante Untersuchung über deutschen Antisemitismus zeigt erschreckende Kontinuitäten in unterschiedlichen Zeitumständen (S. 11).

Dirk Knippahls, Tania Martini

## Impressum

**Redaktion:** Dirk Knippahls, Tania Martini  
**Layout:** Jörg Kohn  
**Foto-Redaktion:** Elke Seeger  
**Anzeigen:** Tina Neuenhofen, Torsten Dirk  
**taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH** | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin  
**V. i. S. d. P.:** Ulrike Winkelmann

Anzeige



25 Jahre mandelbaum verlag

Erinnerungen an die Resistenza: Joyce Lussu erzählt in ihren bereits 1945 publizierten Erinnerungen mit wachem Sinn für Dramaturgie und Dramatik. Sie ist in Portugal aktiv, absolviert in GB eine militärische Ausbildung und wagt 1943 eine riskante Mission durch die Frontlinien ...

**Joyce Lussu**  
**WEITE WEGE IN DIE FREIHEIT**  
Erinnerungen an die Resistenza hg. und aus dem Italienischen übersetzt von Christa Kofler  
engl. Broschur, 286 S., 20 Euro

www.mandelbaum.de

## Seele und Hygiene

Marcel Prousts Vater war der „Schöpfer der internationalen Hygiene“. Was das für das Fin de Siècle und die Literatur bedeutete, zeigt ein ganz wunderbares Buch über die Prousts

Von Tania Martini

In Paris des Jahres 1830 mag man ähnlich gefühlt haben wie im Paris des Jahres 2020. Eine neue Pandemie hatte die Stadt erreicht. Aus Indien war sie über russische Truppen nach Westeuropa gelangt und hatte sich zu einem internationalen Problem entwickelt. Der Zusammenhang ihrer Ausbreitung mit den Dynamiken der Globalisierung war bereits damals den Menschen bewusst und damals kollidierten wie heute präventive Quarantänemaßnahmen mit ökonomischen Interessen.

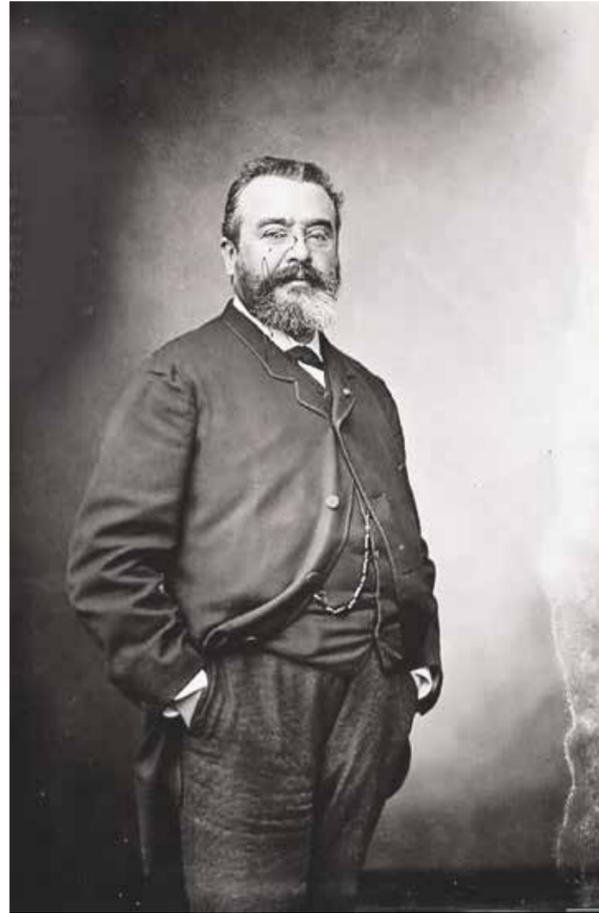
Die Cholerapandemie kam in mehreren Wellen und wurde im 19. Jahrhundert zum Katalysator für vieles Neue – von der Bakteriologie bis hin zum Städtebau und der Sozialpolitik. Mit der Ausbreitung der Cholera entstand auch die internationale Gesundheitsdiplomatie; in ihr spielte Adrien Proust eine zentrale Rolle.

Proust war als Arzt Chef der öffentlichen Hygiene der Dritten Französischen Republik (1870–1940) und ein Pionier der Epidemiologie, der mit Robert Koch die Anlage von Quarantänestationen diskutierte. Zu seinem Tod im Jahr 1903 würdigte ihn die Zeitung *Le Figaro* auf Seite eins als „Schöpfer der internationalen Hygiene“. In Vergessenheit geriet er außerhalb der Medizingeschichte dennoch – ganz anders freilich sein Sohn Marcel Proust, der mit „À la recherche du temps perdu“, kurz *Recherche* genannt, den wohl wichtigsten französischen Roman des 20. Jahrhunderts verfasst hat.

Nun könnte man die Biografie des Vaters schreiben oder im Leben und Werk des einen Proust die Spuren des anderen suchen, aber der Literaturkritiker Lothar Müller hat mit seinem Buch „Adrien Proust und sein Sohn Marcel“ etwas viel Interessanteres getan. Müller hatte die berauschend gute Idee, Vater und Sohn als Beobachter ihrer erkrankten Gegenwart zu porträtieren. Herausgekommen ist ein luzider Streifzug durch zwei ganz unterschiedliche Werke, der zeigt, wie die Krankheitsbilder des Fin de Siècle und der Belle Époque in ihnen sich niederschlagen.

Medizin und Literatur verbinden sich im späten 19. Jahrhundert vor allem in den Salons der Verdurins, der Saint-Euvertes und Daudets und so weiter, dort kommuniziert und reproduziert sich die Elite, dort verschränken sich medizinischer, politischer und künstlerischer Diskurs. Wie der Vater ist auch der Sohn ein eifriger Besucher der Salons. Das Erinnerungsmaterial, das Marcel Proust dort anhäuft, so Müller, wird in seinen Roman eingehen – „in die Physiologie des Geschwätzes und der geistreichen Plauderei, der perfiden Kalauer und geschliffenen Sottisen“.

Adrien Prousts Projekt hingegen war die Entwicklung eines internationalen hygienischen Überwachungsinstruments, das flexibler und durchlässiger sein sollte als der klassische starre Cordon sanitaire, der 1830 die Ausbreitung der Cholera nicht hatte verhindern können, so Müller. Dafür erforschte er den Raum und die Bewegungen in ihm. Dass die Cholera über An-



steckungen von Mensch zu Mensch sich ausbreitete, war damals durchaus noch umstritten und Gegenstand internationaler Kontroversen, die Proust maßgeblich mitbestimmte.

Vor allem die Pilgerfahrten nach Mekka beschäftigten Proust als Ansteckungsrisiko und machten die Regulierung der Schiffspassagen durch den 1869 fertiggestellten Suezkanal zu einem zentralen Punkt seiner Pandemiebekämpfung. Freilich waren seine Forschungsreisen wie seine Stellung in der Dritten Republik als solche untrennbar mit den französischen Kolonialinteressen verbunden. Wie der Präsident der Dritten Republik, Félix Faure, sah auch Proust sich im Dienst der „zivilisatorischen Macht“ Frankreichs. Müller zeigt, wie Adrien Proust in seinem zahllosen Schriften ein „anthropologisch-linguistisches Tableau“ entwirft, das die koloniale Expansion legitimiert und teil hat „an der rassistischen Grunddrift in weiten Teilen der Anthropologie des 19. Jahrhunderts“.

Fast überflüssig zu erwähnen, dass in diesem Milieu auch der Antisemitismus selbstverständlich war. Anlässlich des offenen Antisemitismus der politischen Elite in der Dreyfus-Affäre kommt es zwischen Vater und Sohn Proust jedoch kurzzeitig zum Zerwürfnis. – In der *Recherche* wird Swanns jüdische Herkunft mehr und mehr zum Problem.

Müller findet in den Motiven und Figuren der *Recherche* Echos aus der realen Welt. Er kann auch zeigen, wie die Pathologien der Zeit und die große Macht der Mediziner ein „unverzichtbarer Nährboden“ sind, aus dem Marcel Proust schöpft: Charles Swanns Liebe zu Odette de Crécy wurde „inoperabel“ und seine Eifersucht pathologisch. Nicht zu vergessen das Asthma, das den zur Hypochondrie neigenden Marcel Proust intensiv beschäftigt. Müller findet es in vielen überraschenden und unterschiedlichen Facetten in

lichen Selbstbeobachtung dient (wie heute vielleicht der Narzissismus). Bereits die Zeitgenossen brachten die Neurasthenie in Verbindung mit dem beschleunigten (Großstadt-)Leben, der Verschiebung von Klassen-schranken oder der Elektrifizierung gar.

Das Fin de Siècle jedenfalls ist die Zeit, in dem die psychischen Innenwelten wie nie zuvor in den Blick genommen werden. Ist es nur ein Zufall, dass Marcel Proust mit seiner *Recherche* einen introspektiven Roman geschrieben hat? Wer über die psychischen Innenwelten sprechen möchte, kommt nicht umhin, sich mit Jean-Martin Charcot zu beschäftigen, dem Leiter der mythologisierten psychiatrischen Klinik Salpêtrière. Charcot erforschte mittels der Hypnose die Hysterie. Auch Sigmund Freud besuchte Charcots Vorlesungen und entwickelte aus den Einsichten, die er dort in die Hysterie bekam, seine Neurosenlehre. Müller zeigt eindrücklich, wie in Charcots berühmter „Leçon du mardi“ Klinik, Salon und Literatur sich verbanden, sei es in der Zuhörerschaft oder weil „die Mediziner der Salpêtrière in den Figuren des Theaters und der Literatur Verwandte ihrer Patienten“ fanden. Von Menschen mit „zwei Ichs“ oder einem „doppelten Bewusstsein“ war die Rede, auch Adrien Proust hatte Patient:innen, die er so charakterisierte. Aus dem Kreis um Charcot gibt es etliche Verbindungen zu Adrien und Marcel Proust.

Im Salon der Daudets jedoch, wo Marcel Proust verkehrt, regt sich Widerstand gegen die enorme Macht Charcots und der Ärzte im Allgemeinen. Der viel gelesene Romanautor Alphonse Daudet veröffentlichte 1894 als ehemaliger Patient Charcots in der Rubrik „Erinnerungen von Zeitgenossen“ des *Figaro* eine literarische Reportage, die zeigt, wie die Patienten der Salpêtrière den Ärzten ausgeliefert sind.

Obzwar es im Hintergrund auch um das spektakuläre Scheitern einer Beziehung zwischen Charcot- und Daudet-Sprösslingen geht, dokumentiert der Artikel Müller zufolge etwas Größeres, nämlich den Aufstand einer jüngeren, politisierten Generation gegen die Elite, die dem Ruf des Fin de Siècle als apolitische Zeit widerspreche.

Lothar Müller ordnet die zentralen Akteure und Quellen der Pariser Gesellschaft wie auf einem Tableau an und fächert entlang der Linien, die sie miteinander verbinden, ein Stück Wissenschafts- und Kulturgeschichte auf. Manchmal ist sein Gegenstand bloß ein Gemälde, anhand dessen er die diskursiven Felder und institutionellen Verbindungen aufdrösel.

Müllers Buch eröffnet so nicht nur einen außergewöhnlichen Blick auf das Werk Marcel Prousts, es ist auch ein reiches Kompendium über das Fin de Siècle und die Veränderungen der Grundkonstanten des politischen, künstlerischen und alltäglichen Lebens. Am Ende der Lektüre liegt „das System kommunizierender Röhren“ zwischen Literatur und Medizin im späten 19. Jahrhundert, das Müller sichtbar machen möchte, offen vor den Leser:innen.

## Die paradigmatische Krankheit des Fin de Siècle ist die Neurasthenie

was anderes. An die Stelle des individuellen Körpers und des Individuums, „das auf sich selbst einwirkt“, wie Michel Foucault es formulierte, rückte nämlich nun die Bevölkerung als zu lenkender Körper.

Man kann die Bedeutung und die Verästelungen des neuen Hygienediskurses kaum überschätzen, aber die paradigmatische Krankheit des Fin de Siècle ist nicht die Cholera, sondern die Neurasthenie, die eine Vielzahl von Symptomen fasst: Schlaflosigkeit, Kopfschmerz, Angstzustände, Hysterie etc.

Neurasthenie, auch Nervosität genannt, bezeichnet ein Krankheitsbild, das vielleicht gerade wegen seiner Unschärfe, wie Müller feststellt, als Projektionsfläche und der gesellschaft-

Von Dirk Knipphals

Ein Satz versteckt Brandon Taylor in seinem Roman „Real Life“ ein bisschen. „Eigentlich war er gar nicht auf der Suche, aber er wollte wahrgenommen werden wie jeder andere auch, wollte gesehen werden.“ Der Satz fällt im Zusammenhang mit einer schwulen Dating-App. Wallace, die Figur, an der der Roman nah entlang erzählt ist, löscht die App wieder, weil sein Postfach ständig leer bleibt.

Über ihren unmittelbaren Kontext geht dieses Bild natürlich hinaus. Das Drama, gesehen werden zu wollen und nicht immer gesehen zu werden, durchzieht den ganzen Roman. Und selbstverständlich ist dieser Wallace auf der Suche. Er traut sich zunächst nur noch nicht recht.

Wallace ist Doktorand der Biochemie an einer nicht genau vertorten Universität im Mittleren Westen der USA. Die personale Erzählinstanz, die das Innenleben von Wallace ausleuchtet, beschreibt es so: „Ihr Jahrgang war so klein wie schon seit Langem nicht mehr und der erste mit einem schwarzen Doktoranden seit über drei Jahrzehnten.“

Der schwarze Doktorand ist Wallace. Er forscht über Nematoden, kleine Fadenwürmchen, die durchsichtig sind. „Diese Eigenschaft macht sie zum idealen Modellorganismus fürs Mikroskopieren. Weitere Merkmale sind die einfache genetische Manipulierbarkeit, das überschaubar kleine Genom, eine kurze Generationszeit und eine unkomplizierte Handhabung.“ Aber Wallace selbst ist natürlich nicht durchsichtig, auch nicht sich selbst, und nichts in seinem Leben ist unkompliziert. Es ist die Phase mit Mitte Zwanzig, in der nicht mehr alles möglich, aber auch noch nichts endgültig festgelegt ist; und manchmal fühlt sich alles falsch an.

Der Roman folgt Wallace ein Wochenende im Spätsommer lang. Es gibt Reibereien und Liebeleien innerhalb der Clique, der Wallace angehört, Alltagsdramen, Selbstzweifel, Erinnerungen, ein Tennisspiel und Probleme mit verunreinigten Arbeitsproben. Am Ende des Wochenendes wird zwar nichts endgültig geklärt sein, aber wir wurden durch seine Gedanken, seine Wahrnehmungen und sein Begehren geführt und sind Wallace ein Stück weit nähergekommen.

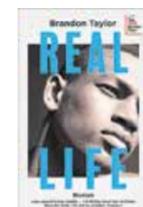
Wenn man so abständig auf diesen Roman schaut wie Wallace auf seine Nematoden, könnte man ihn fast für kalkuliert und in Zeiten von Black Lives Matter beinahe für bestellt und geliefert halten. Es ist ein Debüt, Brandon Taylor ist noch jung, er wurde 1989 geboren. In den USA hat der Roman viel Aufmerksamkeit bekommen. Beim Booker-Preis des vergangenen Jahres kam er auf die Shortlist, und nun wurde er so zügig wie sorgfältig ins Deutsche übersetzt und in einem großen Publikumsverlag publiziert.

In einem Interview erzählte Brandon Taylor, dass er Campus-Romane liebt, sich selbst als schwuler schwarzer Mann aber in keinem wiederfand: „Also sagte ich mir, ich imaginiere mich selbst ins Zentrum eines Campus hinein.“ „Real Life“ wird so auch von dem Willen getragen, dass so eine Außenseitergeschichte wie die von Wallace unbedingt zählt – er ist nicht nur schwul und schwarz, sondern stammt auch noch aus einem prekären Umfeld.

Doch wenn man näher an den Roman herangeht – und er hat



Es gelten die feinen Unterschiede: Abschlusszeremonie an einer US-Universität Foto: Li Muzi/Xinhua/eyevine/laif



Brandon Taylor: „Real Life“. Aus dem Amerikanischen von Eva BonnÉ. Piper, München 2021, 352 Seiten, 22 Euro

# Unter dem Mikroskop

Es sind gerade die Unsicherheiten, die wahrgenommen werden wollen: Brandon Taylor erzählt in seinem Debütroman „Real Life“ von einer schwierigen Ankunft in der weißen Mittelklasse

die erzählerische Kraft, einen an sich heranzuziehen –, verschwimmt das Bild des kalkulierten schnell wieder. An seine Stelle tritt der Eindruck von etwas souverän und bis zur Verletzlichkeit Gewagtem. Der Roman leuchtet seine Hauptfigur bis in die hintersten Ecken seines Bewusstseins aus und stellt ihn nackt und in allen Ambivalenzen vor einen. Dabei geht es gar nicht um Repräsentation, Wallace ist kein Stellvertreter; eingefangen, teilweise mikroskopiert wird vielmehr seine spezifische Erfahrung.

Dabei verschwimmt auch der Eindruck, dass Wallace eine eindeutige, klar zu erzählende Geschichte haben könnte. Vielmehr weiß er selbst nicht so recht, was für eine Geschichte er hat. Und Brandon Taylor ruft unterschiedliche narrative Konzepte auf. Zwischen Campus-Roman, Emanzipationsgeschichte

## Ihr Jahrgang ist der erste mit einem schwarzen Doktoranden seit über drei Jahrzehnten

auf der Kippe und Geschichte einer Quarterlife-Crisis changiert dieser Roman.

Wallace ist in vielem auch gar keine Identifikationsfigur. Auf einer Party unter Freunden löst er einen Eklat aus. Man ist unbedingt bei ihm, wenn er sich an die erste Party innerhalb dieser Gruppe liberaler, international zusammengewürfelter Mittzwanziger erinnert. Mit in einer schönen Schüssel arrangierten, sorgfältig zubereiteten Fleischklöschchen kam er an – die in der Gruppe sich bewusst und vegetarisch ernährenden Mittelklasse-Sprösslingen keine Beachtung fanden. Ein genaues

Bild für die Wirksamkeit feiner Unterschiede auch unter vermeintlich coolen und entspannten jungen Leuten.

Man ist auch bei Wallace, wenn er sich, so angenommen er auch wird, aufgrund von Witzchen, kleiner rassistischer Fauxpas und Angestrengtheiten innerhalb der Gruppe dann eben doch wie der eine Schwarze, der eine sonst weiße Umgebung durch „Buntheit“ bereichert, fühlt. Doch dann begeht er einen Freundschaftsverrat. Während dessen Freund Cole daneben sitzt, erwähnt er, dass er Vincent auf der Dating-App gesehen hat. Das ist ein durchaus aggressiver Akt, zwischen den beiden war gerade strittig, ob sie eine offene Beziehung oder exklusive Beziehung führen. Die Erzählinstanz kommentiert trocken: „Das Abendessen ist ruiniert, so viel ist klar.“

Am allgemeinsten lässt sich „Real Life“ vielleicht als Geschichte einer fragwürdigen Ankunft bezeichnen. Seiner Herkunft aus der Armut in den Südstaaten der USA ist Wallace entkommen, durch seinen Aufbruch in den Mittleren Westen und durch ein Stipendium. Aber auch wenn er manchen Menschen nahe ist, Emma, Cole, Brigit, kann er sich in seinem Leben nicht sicher fühlen.

Auch in dem Labor, in dem er forscht, gibt es Probleme. Es gibt das Dilemma, dass er sich als Stipendiat besonders beweisen muss, dass sein Arbeitsinsatz von seinen Kommilitonen aber auch als Angriff auf sie gewertet wird. Und nach einem nicht restlos aufgeklärten Konflikt mit einer Mitstudentin fragt seine Professorin Wallace: „Willst du hier sein? Oder ist es nicht eher so ... dass du einfach nicht woanders sein willst.“ Kann Wallace, nachdem er seine Vergangenheit hinter sich gelassen hat, von sich aus nicht ankommen in seinem neuen Leben, oder lässt man ihn dann letztlich doch nicht ankommen?

Fortsetzung nächste Seite

Deutschlandfunk Kultur

# Literatur im Radio



Sendungen

**Lesart**  
Das Literaturmagazin  
Mo.–Fr., 10.05 Uhr

**Buchkritik**  
Mo.–Sa., 8.50 Uhr

**Neue Krimis**  
Fr., 8.20 Uhr

**Lesart – das politische Buch**  
Ob Sachbuch oder Biografie, ob Debatte oder Rezension: Politik ist überall  
Sa., 11.05 Uhr

**Zeitfragen. Literatur**  
Features und Gespräche  
Fr., 19.30 Uhr

**Literatur**  
Features, Gespräche, Diskussionen mit und von Autorinnen und Autoren  
So., 22.03 Uhr

bundesweit und werbefrei UKW, DAB+, Online und in der DfF Audiothek App deutschlandfunkkultur.de

Anzeige

## Fortsetzung

Diese Frage flirrt durch die Szenen und bleibt offen.

Eine Liebesgeschichte gibt es auch, und auch sie bleibt unbestimmt. Mit Miller, der bislang heterosexuell orientiert ist und an Wallace seine homoerotische Seite entdeckt, entwickelt sich eine Affäre. Einer der dichtesten Momente des Romans entsteht dann, als Wallace diesem Miller in einem Moment intimer Vertrautheit von seiner Vergangenheit inklusive des Traumas eines Missbrauchs, als er noch ein Kind war, erzählt.

Dieses fünfte Kapitel fällt aus dem Zusammenhang des Romans heraus, es ist stilistisch ganz anders geschrieben, etwas Drängendes, Gepresstes liegt hier in der Erzählerstimme, der Druck und auch die Anstrengung des Erzählens ist deutlich spürbar. Wallace kann sich dieses Aspekts seiner Vergangenheit gleichsam nur mit geschlossenen Augen zuwenden.

Mindestens ebenso interessant ist aber auch, was nach diesem Bericht geschieht. Nach üblichen Dramaturgien wäre es jetzt an der Zeit für eine besondere Zugewandtheit oder auch für einen kathartischen Moment, in dem sich die traumatische Anspannung löst. Nicht so bei Brandon Taylor. Weder Miller noch Wallace wissen hinterher, wie sie genau mit der Erzählung über die Vergangenheit umgehen sollen. Überhaupt wissen sie bis zum Schluss nicht, wie sie mit ihrer Affäre umgehen sollen.

Spätestens an diesem Punkt wird deutlich, was Brandon Taylor interessiert: jedenfalls keine identitäre Festlegung. Er treibt in diesem Roman die Szenen bis zu dem Punkt voran, an dem sich etwas Endgültiges vollziehen könnte. Eine Ablehnung. Ein Scheitern. Das Aufbrechen eines Traumas. Oder auch eine endgültig bewusst gewordene Freundschaft. Oder ein Neuanfang. Oder eine Liebe. Aber bevor sich dieses Endgültige vollzieht, bricht Brandon Taylor die Entwicklung jeweils ab. Die losen Enden des Lebens von Wallace bleiben nebeneinander liegen. Es gibt in ihm den Wunsch, das titelgebende echte Leben jenseits des Universitätscampus kennenzulernen, aber am Schluss des Buches schwant ihm, dass dieses echte Leben aus Ambivalenzen besteht.

Wallace ist nicht nur durch seine Hautfarbe, seine sexuelle Orientierung und seine Herkunft charakterisiert, sondern auch dadurch, dass er Klassiker liest. Virginia Woolf, Proust, Tolstoi werden ausdrücklich erwähnt – die Bewusstseinsforscher (und was man am berühmten Creative-Writing-Programm von Ohio, das Taylor absolvierte, so studiert). Das wird zwar in dem Roman nicht sehr tief ausgeführt, aber man ertappt sich dann eben doch dabei, beim Lesen einmal grundsätzlich darüber nachzudenken, was Literatur in den aktuellen identitätspolitischen Diskursen leisten kann.

Ohne direkt darauf einzugehen, macht dieser Roman sehr klar: Identitätspolitische Thesen bloß zu illustrieren reicht nicht aus, das wäre literarisch defizitär. Vielmehr sollte Literatur auf eine basälere Ebene gelangen, nicht nur Anschauungsmaterial sein, sondern beglaubigen, wie kompliziert, verletzlich und jeweils spezifisch menschliche Bewusstseine sein können. So wie es dieser Roman tut. Was er an seiner Hauptfigur Wallace zählen lässt und was an ihm wahrgenommen werden will, sind gerade seine Unsicherheiten, sein Durcheinander, sein Unfertigkeitsein.

Lisa Krusche hat kein Interesse daran, Realitäten eins zu eins abzubilden  
Foto: James Godman/plainpicture

# Ins Dunkle kippen

Lisa Krusche lässt magischen Realismus durchs ländliche Niedersachsen wehen und erzählt bewegend von Hippie-Eltern und Jungsein: „Unsere anarchistischen Herzen“



Von Julia Lorenz

In den Ruinen der Welt schwimmt Judith durch giftiges Wasser und träumt davon, mit einem Meerestier zu verschmelzen. Ob sie ein Mensch oder ein Avatar ist, wird die Leserin nicht erfahren; ebenso wenig, was nach der Apokalypse kommt, die in Lisa Krusches Text „Für bestimmte Welten kämpfen und gegen andere“ entworfen wird. Die Science-Fiction-Dystopie brachte Krusche beim Bachmannpreis 2020 viel Lob ein.



**Lisa Krusche:** „Unsere anarchistischen Herzen“. Fischer, Frankfurt a. M. 2021, 448 Seiten, 23 Euro

Ihr nun erschienener Debütroman „Unsere anarchistischen Herzen“ spielt nicht nach der Endzeit, sondern im Niedersachsen der Gegenwart, aber dennoch spielen ihre Heldinnen auch dort mit Gedanken an entgrenzte, modifizierte Körper. „ich will mich abtrennen von der welt“, denkt die junge Gwen, die schon als Kind belä-

tigt, angefasst und gedemütigt wurde – bevor sie dann an Karamell denkt: Wie es wohl wäre, in der klebrigen Masse zu baden, damit man selbst zur Fliegenfalle wird, „süß am ganzen Körper, und alle Fliegen würden Karies kriegen. Oder sterben“?

Krusche wurde 1990 in Hildesheim geboren, lebt in Braunschweig und sagt, sie sei nicht interessiert daran, Realitäten eins zu eins abzubilden. Umso verwunderlicher ist es, dass „Unsere anarchistischen Herzen“ zunächst nach klassischer Coming-of-Age-Geschichte aussieht. Den Roman erzählt Krusche abwechselnd aus Sicht von Charles und Gwen, zwei jungen Frauen aus dysfunktionalen Elternhäusern, die einander Freundinnen und Stütze werden. Wobei die Versuchsanordnung zuerst mal ziemlich bekannt wirkt.

Charlis Geschichte nämlich beginnt damit, dass ihr strau-

chelnder Vater nackt durch Berlin-Charlottenburg rennt. Kurz darauf beschließt die Familie, von der vermeintlich toxischen Großstadt in eine Art Kommune nahe Hildesheim zu ziehen. Dort gibt es verstrahltes Achtsamkeitsgerede, drei Mitbewohner:innen in einer unmöglichen Dreiecksbeziehung und veganes Rührei, was nicht weiter überraschend wäre, wenn diese Ha-Ha-Hippie-Klischees nicht so brutal ins Dunkle kippen würden.

Charlis Künstlereltern sind nämlich nicht etwa liebenswerte Schussel, denen manchmal die Brille bei der Unterscheidung von Nonkonformismus und Verantwortungslosigkeit verrutscht, sondern bürden ihre Probleme – mit Drogen, psychischen Problemen, vor allem ihr Straucheln mit der eigenen Elternschaft – kompromisslos ihren Kindern auf. „Ich dachte, du wärst untergegangen, ich war so erleichtert“, sagt Charlis Vater, als er ihr davon erzählt, wie sie als Kind fast ertrunken wäre.

Auch Gwens Familie glaubt man zunächst aus tausend Geschichten zu kennen: Es sind kalte Oberflächenmenschen, die in einem Designer-Glaskubus leben und einander verachten. Wenn die Freunde ihres Vaters Gwen befummeln, guckt er weg. Vor allem ihre Kapitel sind oft unterbrochen von Sequenzen, die man vielleicht nicht als *streams*, sondern eher als *bits of consciousness* bezeichnen könnte – Gedankenketten, kleine Einschübe, die oft sentimentaler, weicher und irgendwie weiser als Gwens Erzählungen klingen. Als würde da eine Stimme sprechen, die sich die früh nihilistisch und tough gewordene Jugendliche schon lange abtrainiert hat.

Krusche lässt die beiden gut den halben Roman lang nebeneinander her leben, bis sie schließlich in einem Kiosk aufeinandertreffen, jede eine Epiphanie für das Gegenüber: das „High-End-Pferdemädchen“ Gwen, „Labels dezent, aber all over her body“, und Charli auf ihrem Hauspony Gerd, eine Pippi-Langstrumpf-haft starke, surreale Erscheinung. Überhaupt weht eine Art magischer Rea-

lismus durchs ländliche Niedersachsen. Spricht Charli mit den Bäumen, kriegt sie eine Antwort; verbrennt ihr Vater im Wahn seine Kunstwerke, kommt eine Riesin herbei und löscht das Feuer. Und wenn die Wut über Gwen hereinbricht, wird die Welt um sie herum zum roten, reißenden Mahlstrom. Dann verabredet sie sich mit Fremden auf „Rumbl“, einem Portal zum Arrangieren von lockeren Prügel-Dates: Ein Gag, der zugleich Anspielung auf Dating-Apps sowie das Portal Tumblr und ein kleines „Fight Club“-Dystopie-Update ist.

Insignien von Zeitgeistigkeit, Jugend- und Internetsprache (oder das, was nicht-mehrganz-jugendliche Autor:innen

**Anders als bei Leif Randt ist bei Lisa Krusche nicht alles ostentativ smart und jedes Emoji überfrachtet**

und Kritiker:innen dafür halten) hatten im vergangenen Jahr auch viele an Leif Randts Roman „Allegro Pastell“ fasziniert. Aber anders als bei dessen Millennial-Belegschaft ist bei Krusches jugendlichen Heldinnen nicht jeder Nachrichtenverlauf ostentativ smart, nicht jedes Emoji überfrachtet mit Bedeutung. Chats und Anglizismen sind, was sie halt sind bei Teens, und fügen sich ein in Krusches Sprache, die oft fragmentarisch und tastend bleibt, dabei aber unverbrüchlich stark klingt – um schließlich wieder zu überlebensgroßer, teenage-ängstlicher Poesie aufzuwallen.

Alles gleitet ineinander über: Unglaubliches und Alltag, Opulenz und Reduktion. Und alles hat seinen Zweck, um sehr zeitgemäß und bewegend von den Schrecken, aber auch den Möglichkeiten des Jugendlich- und des Frauseins zu erzählen. Egal, ob da jemand im postapokalyptischen Niemandsland festsitzt. Oder in Hildesheim.

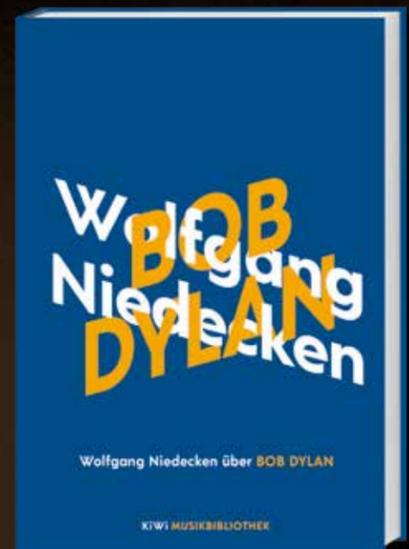
Anzeige



»OHNE IHN WÄRE ICH MIT SICHERHEIT NIE MUSIKER GEWORDEN.«

**WOLFGANG NIEDECKEN ÜBER BOB DYLAN**

»Das Buch ist einerseits eine Huldigung an Bob Dylan, gleichzeitig verliert der politisch denkende Wolfgang Niedecken nie die Zeitgeschichte aus den Augen. Das ist spannend.« MDR



Gebunden, € (D) 14,-  
Verfügbar auch als E-Book

Kiepenheuer & Witsch



Zwei Mädchen werden entführt: Kinder in Kamtschatka  
Foto: Vlad Sokhin/laif

# Lebenswege

Land der Töchter, Mütter, Schwestern: In ihrem kriminalistisch grundierten Debütroman „Das Verschwinden der Erde“ entwirft die amerikanische Autorin Julia Phillips ein eindrucksvolles ostsibirisches Gesellschaftspanorama

Von Katharina Granzin

Zwei kleine Mädchen sollte man nicht den ganzen Tag lang allein durch die Stadt stromern lassen. Aber was soll eine alleinerziehende junge Mutter tun, die weder auf eine Ferienbetreuung noch auf hilfreiche Verwandte zurückgreifen kann? Zudem ist die Stadt Petropawlowsk, im Südosten der sibirischen Halbinsel Kamtschatka gelegen, eigentlich ein beschauliches Pflaster, wo nie etwas Aufregendes passiert. Umso größer ist die Aufregung, als die Schwestern Aljona und Sofija, elf und acht Jahre alt, an einem sonnigen Augusttag spurlos verschwinden.

Kamtschatka ist als literarischer Ort, zumindest von weit im Westen aus gesehen, ein noch sehr unbeschriebenes Blatt. Das mag mit den Ausschlag gegeben haben, als die junge amerikanische Autorin Julia Phillips (Jahrgang 1989) vor ein paar Jahren ihre Bewerbung um ein Fulbright-Stipendium für Creative Writing verfasste, das es ihr schließlich ermöglichte, ein Jahr lang auf Kamtschatka zu leben und zu recherchieren. Ihrem nach diesem Aufenthalt entstandenen Debütroman ist eine große Vertrautheit mit den örtlichen Gegebenheiten und Sitten eingeschrieben. Und auch in vielerlei anderer Hinsicht ist „Das Verschwinden der Erde“ sehr bemerkenswert. Zwar hat Phillips das multiperspektivische Erzählen natürlich nicht erfunden, aber sie findet dafür eine außergewöhnliche Form. Ihr Roman besteht aus vielen einzelnen Erzählungen, die im Prinzip auch jede für sich allein stehen könnten. Alle zusammen genommen aber ergeben etwas viel Größeres.

Das im Romantitel annoncierte „Verschwinden der Erde“ ist eine Metapher, eine weite inhaltliche Klammer, die einen Zustand der Haltlosigkeit andeutet, des Sich-Auflösens existenzieller Gewissheiten. Von einer solchen Phase im Leben der Protagonistinnen – ja, es sind nur Frauen! – handeln alle Episoden, angefangen von der ersten, die aus Sicht der elfjährigen Aljona miterleben lässt, wie die beiden Schwestern beim Spielen am Meer einem Mann begegnen, der ein wenig schwächlich und gehbehindert erscheint und sich von den Kindern helfen lässt, zu seinem Auto zu kommen.

Alle anderen Geschichten beziehen sich – mal direkt, mal indirekt – auf diese erste Erzählung, auf die ultimative menschliche Katastrophe als scheinbar unlösbares Rätsel, auch wenn die unmittelbar folgenden Erzählungen zunächst fort davon zu führen scheinen: In einer leidet ein eigenwilliger Teenager Seelenqualen. Ihre beste Freundin will sich nicht mehr mit ihr treffen, da deren Mutter den Umgang der beiden ablehnt. Trau-

rig und wütend streift das Mädchen allein durch die Stadt – wie leicht, denkt man da, könnte sie ebenfalls zum Opfer eines Entführers werden.

In der nächsten Erzählung steht die Mutter jener einst besten Freundin im Mittelpunkt, die wir als unsympathische Person kennengelernt haben. Aber auch diese Frau hat ihr persönliches Päckchen, ihre eigene Katastrophe zu tragen. So folgt Schicksal auf Schicksal, Lebensentwurf auf Lebensentwurf: Die Studentin Ksjuscha tritt auf, ein braves Mädchen ewenischer Herkunft, die in der Volkstanzgruppe der Universität einen jungen Mann kennen und lieben lernt und ihrem besitzergreifenden russischstämmigen Freund untreu wird. Eine andere Geschichte erzählt von einer jungen Mutter, Frau eines Polizisten, die an ihrem Hausfrauendasein leidet und sich in sexuelle Fantasien flüchtet.

In manchen Geschichten wird man Anknüpfungspunkte an das große Rätsel entdecken, in anderen nicht. Manche Personen tauchen mehrfach auf, wie die Geologin Katja, die aber eine Randfigur ist im Vergleich zu ihrer Kollegin Oksana, die als einzige Zeugin den Entführer der Mädchen

## Dezentralistisches Erzählen: Erst am Ende lässt die Autorin sich einen Kreis schließen

gesehen hat. Doch da Oksana, die in einer späteren Erzählung verzweifelt nach ihrem Hund sucht, sich an kaum etwas erinnert, tut die Polizei ihre Aussage als unglaubwürdig ab. Die Beamten suchen gar nicht erst nach einem Entführer, sondern nehmen an, die Kinder seien ertrunken.

Über dieses Mosaik aus Szenen und Dramoletten setzt sich ein größeres Bild zusammen: Ein Gesellschafts- und gleichzeitig auch Landschaftspanorama wird sichtbar. Allgemeine Zusammenhänge treten zutage, obgleich es sehr private innere Räume sind, in die die Erzählungen Einblick gewähren. Aber gerade dabei ist es möglich, Einstellungen offenzulegen, die Rückschlüsse auf den gesellschaftlichen Kontext ermöglichen.

Das betrifft auch das Verhältnis zwischen den russischstämmigen BewohnerInnen Kamtschatkas und den UreinwohnerInnen. Die gezielte Pflege etwa der ewenischen Kultur, so wird deutlich, ist seit dem Ende der Sowjetunion wieder verstärkt möglich, und auch der Zugang der UreinwohnerInnen zu höherer Bildung hat sich sehr verbessert. Doch werden bei den Romanfiguren immer wieder rassisti-

sche Einstellungen deutlich, nicht zuletzt bei der Polizei.

Nur wenige Jahre vor der Entführung der kleinen russischen Mädchen, stellt sich heraus, verschwand nämlich bereits eine junge Ewenin aus einem abgelegeneren Ort im Norden. Doch da das Mädchen einen „schlechten Ruf“ hatte, glauben außer ihrer Mutter alle, dass sie davongelaufen sei.

Das eigentliche, tief in die Textur der Erzählungen eingewobene Romanthema ist die Situation von Frauen in einer Gesellschaft, die immer noch stark von patriarchalen Einstellungen geprägt ist. So verschieden die Lebenswege der Frauen, die jeweils für eine kurze Episode zur Hauptfigur werden, auch sein mögen, so gibt es doch in praktisch jeder Erzählung Momente, in denen die gesellschaftlichen Beschränkungen sichtbar werden, mit denen jede einzelne von ihnen zu kämpfen hat.

Mit dem episodenhaften Aufbau des Romans setzt Julia Phillips, vielleicht gezielt, vielleicht ganz unabhängig, eine basisdemokratisch orientierte, feministische Erzähltheorie in die Praxis um, die von der 2018 verstorbenen Autorin Ursula K. Le Guin entwickelt wurde. Le Guin lehnte die zentralistische, auf einen einzigen Helden fokussierte Erzählweise von Romanen in ihrer späten Schaffensperiode ab und setzte an ihre Stelle eine, wie sie es nannte, „Tragetaschentheorie des Erzählens“. In Analogie zu einem Beutel, der viele gleiche Körner enthalte, sollte auch ein Roman idealerweise viele gleichwertige Erzählungen transportieren.

Für die Gattung Film hat einst Robert Altman ein sehr ähnliches Prinzip mit „Short Cuts“ (1993) grandios umgesetzt. In Phillips' „Das Verschwinden der Erde“ nun, mit seiner quasi-kriminalistischen Handlungsklammer, baut sich auch durch die chronologische Abfolge der voneinander unabhängigen Erzählungen des Romans Spannung auf, die sich im Laufe des Romans dadurch verdichtet, dass immer mehr Querbeziehungen zwischen den Figuren und ihren Geschichten aufscheinen oder ahnbar werden. Es ist fast so, als gebe es irgendwo ein unterirdisches Rhizomgeflecht ineinander verschlungener Lebenswege, dessen narrative Auswüchse in unregelmäßigen Abständen irgendwo ans Licht drängen.

Dabei geht es niemals nur um die Lösung des Falles der verschwundenen Mädchen. Denn im Prinzip sind alle Erzählungen gleich wichtig. Das ist dezentralistisches Erzählen im besten Sinne. Und wenn die Autorin es zulässt, dass sich am Ende ein Kreis schließt, dann heißt das nicht mehr und nicht weniger, als dass sich nach einer langen Reihe von Zufällen endlich die richtigen Lebenswege gekreuzt haben.

## Der neue Bestseller von Gerald Hüther

»Krank werden wir deshalb, weil wir das, was uns krank macht, für etwas halten, was uns glücklich machen soll.«

Die Fortschritte der Medizin sind beeindruckend – dennoch leiden viele von uns an »Leib und Seele«. Wie kann das sein? Gerald Hüther, Gehirnforscher und Bestsellerautor schlägt einen ebenso wirksamen wie leicht begehbaren Weg vor, den jede und jeder von uns beschreiten kann, um endlich gesünder und glücklicher zu sein!



Julia Phillips: „Das Verschwinden der Erde“. Aus dem Englischen von Pociao und Roberto de Hollanda. dtv, München 2021. 376 S., 22 Euro



€ 18,00 (D) / € 18,60 (A)  
ISBN 978-3-451-60099-9

Neu im Handel oder unter [www.herder.de](http://www.herder.de)

HERDER  
Lesen ist Leben

# „Irgendwann kommen Erkenntnis und Wut“

In ihrem Roman „Drei Kameradinnen“ erzählt Shida Bazyar von drei unterschiedlichen Perspektiven auf rassistische Strukturen. Ein Gespräch über rechte Gewalt, Literatur aus subjektiver Sicht und das fehlende Vertrauen in den Literaturbetrieb



Shida Bazyar beschreibt ihre drei Hauptfiguren nicht. So könnten sie aussehen: Studentinnen in Kassel  
Foto: Helena Schätzle/laif

Interview **Sophia Zessnik**

2016 erschien mit „Nachts ist es leise in Teheran“ ihr Debüt – eine vielstimmige Familiengeschichte, in der Shida Bazyar sowohl von der Islamischen Revolution 1979 im Iran erzählt als auch vom Ankommen einer geflüchteten Familie in Deutschland. In ihrem neuen Roman „Drei Kameradinnen“ wird nur mit einer Stimme gesprochen, dafür aber umso lauter und manchmal direkt zur\*um Lesenden. Protagonistin Kasih erzählt vom Aufwachsen in einer deutschen Großstadt, in der Diversität, aber auch Alltagsrassismus herrscht. In ihr versuchen Kasih und ihre Jugendfreundinnen Saya und Hani Teil einer Gesellschaft zu sein, für die sie wiederum „weder Deutsche noch Flüchtlinge“ sind. Shida Bazyar, die in Hildesheim Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus studierte, schöpft hier aus eigenen Erfahrungen, um zu verdeutlichen, wie es ist, immer und überall in infrage gestellt zu werden.

**taz:** Frau Bazyar, in Ihrem neuen Roman geht es um Erfahrungen mit Alltagsrassismus und rechter Gewalt aus der Perspektive Betroffener. „Drei Kameradinnen“ klingt militärisch, nach Kampfbereitschaft. Wieso dieser Titel?

**Shida Bazyar:** Der Titel war da, bevor der Text da war. Ich hatte im Vorfeld „Drei Kameraden“ von Erich Maria Remarque gelesen. Das hat mich

wider Erwarten total geplättet. Es geht um drei Männer, die sich im Ersten Weltkrieg kennenlernen und die ihr gemeinsames Trauma eint. Das Buch hat mir gezeigt, dass ich diese Art Freundschaftsgeschichte auch über Frauen lesen möchte. Dadurch, dass mein Text letztlich von drei Frauen handelt, die ihre eigenen Kämpfe gemeinsam durchstehen und eine Vergangenheit teilen, hat der Titel sehr gut gepasst.

„Kameradschaft“ wird auch von rechten Gruppierungen gerne propagiert. In Ihrem Buch geht es aber um die andere Seite, diejenigen, die von rechten Ressentiments betroffen sind.

Der Begriff wird von ganz unterschiedlichen Menschen genutzt; von der Feuerwehr zum Beispiel. Aber ja, auch rechte Gruppierungen nutzen ihn, um zu mobilisieren und ihren Anhängern ein Gefühl von Stärke und Zusammenhalt zu suggerieren. Ich wollte den Begriff zurückhaben, nicht weil er mir so wichtig ist, sondern weil ich finde, dass wir Nazis keine Begrifflichkeiten überlassen sollten.

Ihre Protagonistinnen trifft Rassismus aufgrund ihrer (post-)migrantischen Hintergründe. Diese sparen Sie aber gewollt aus. Warum?

Ich habe meine Figuren erst beim Schreiben kennengelernt. Dementsprechend habe ich geschaut, wann der Punkt kommt, an dem ich sie anhand ihrer Fa-

milienbiografien beschreiben muss. Irgendwann habe ich gemerkt, dass es nicht relevant ist, zu sagen, woher jemand kommt. Ein Großteil der Figuren ist ja in Deutschland aufgewachsen und sozialisiert. Alles, was es darüber zu sagen gibt, kann vorkommen, ohne dass ich es verorten muss.

Man erwischt sich trotzdem dabei, sich Gedanken über den Background zu machen. Was sagt das über die Leser\*innen?

Das sind blinde Flecken, die wir alle haben, wir sind ja auch im gleichen Gesellschaftssystem aufgewachsen. Ich stelle mich da nicht drüber. Im Gegensatz zu meiner Erzählerin Kasih, die anspricht, was die Leser\*innen alles falsch machen.

Das da wäre?

Dass eine Antwort auf die Frage „Woher kommst du eigentlich?“ geradezu eingefordert wird, von wegen „Ich mein es nur gut und bin neugierig“. Ich verstehe das, frage mich aber auch, ob es so schwer auszuhalten ist, es nicht zu wissen. Ich frage auch nicht jede\*n, woher er\*sie kommt. Ich bin mit Menschen befreundet und kenne die Details ihrer Migrationsgeschichte nicht. Ich muss sie nicht wissen – ich muss von Menschen nur das wissen, was sie mir selber sagen.

Auch auf Personenbeschreibungen verzichten Sie. Braucht es die nicht, um die Charaktere nahbarer zu machen?

Ich finde, dass das gar kein Kriterium für literarische Figu-

ren sein muss, weder für weibliche noch männliche, es sei denn, es tut was zur Sache. Deswegen habe ich darauf verzichtet, habe aber selbst gemerkt, dass wir das alle machen, und es deswegen auch so prominent in den Text gebracht, indem Kasih sagt: „Ihr habt euch jetzt bestimmt alle gefragt, wer die Heißeste von uns ist.“ Ich habe also die Prozesse, die ich selbst kenne, für die ich aber mittlerweile sensibilisiert bin, in den Text eingebaut.

Kasih, Saya und Hani gehen mit Rassismuserfahrungen unterschiedlich um. Was hat es mit den verschiedenen Positionen auf sich – oder sind es gar Entwicklungsstufen ein und derselben Person?

Ich kenne alle drei Tendenzen von mir selbst. Und ich habe beim Schreiben überlegt, wer von ihnen mir im Umgang mit bestimmten Erfahrungen am nächsten kommt. Anfangs leugnet man, dass man irgendwie benachteiligt wird, dann kommen Erkenntnis und Wut, und irgendwann kann man diese Wut kanalisieren. Das kommt auch immer auf die Gruppenkonstellation an. Ich bin mir sicher, dass Hani, die sehr beschwichtigend agiert, in einer anderen Konstellation auch ganz schnell die sein könnte, die den Finger drauf legt. Sie weiß aber, dass Saya diesen Job schon erledigt.

Nazi-Chatprotokolle, Angriffe auf Shisha-Bars und Synagogen: Entsprang Ihr Roman den schrecklichen Taten der vergangenen Jahre?

Ich habe beim Schreiben gar nicht damit gerechnet, dass rechter Terror überhaupt Thema des Romans wird – das hat sich so eingeschlichen. Weil eine Figur wie Saya in unserer Gegenwart gar nicht darum herumkommt, sich mit rechtem Terror zu beschäftigen. Als ich angefangen habe zu schreiben, war das noch vor Halle, Hanau, dem Mord an Walter Lübcke und dem NSU z.o. Trotzdem musste ich beim Fertigstellen des Manuskripts nur einzelne Keywords ergänzen. Rechter Terror hat einfach so eine Kontinuität, dass ich einem Text, den ich vor zwei Jahren geschrieben habe, kaum etwas hinzufügen musste. Das hat mich geschockt.

Das zeigt sich im Misstrauen, das Ihre Erzählerin Kasih nicht nur einer vermeintlichen Mehrheitsgesellschaft, sondern auch dem\*der Lesenden entgegenbringt.

Ja, ich finde, dass in vielen Debatten sehr deutlich wird, dass einander nicht vertraut wird. Egal von welcher Seite.

Das ist das Dilemma, in dem meine Erzählerin steckt: Sie weiß, dass man ihr nicht traut, und damit spielt sie. Wenn wir darauf vertrauen würden, dass uns uneingeschränkt geglaubt würde, wenn, was wir sagen, akzeptiert und nicht abgewehrt würde, dann könnten wir dieselben Sachen sagen, ohne dass es lernen könnte, statt ständig so zu tun, als würden Spaltungen dadurch entstehen, weil wir sie benennen. Das ist Quatsch. Die Spaltungen sind schon vorhanden.

Diese Spaltung scheint auch mit einem zunehmenden Vertrauensverlust gegenüber den Staatsorganen einherzugehen.

Wenn jemand in einem Land sagt, ich fühle mich hier nicht geschützt und die, die mich schützen sollen, machen mir eher Angst, würde man von einer solidarischen Gesellschaft doch annehmen, dass sie darauf reagieren würde. Was würde ein Horst Seehofer denn verlieren, wenn es ein unabhängiges rassismuskritisches Qualitätsmanagement bei der Polizei gäbe? Dass man das zu blockieren versucht, heißt doch nur, dass man eigentlich weiß, dass es da strukturelle und institutionelle Probleme gibt. Dass Rassismus hier so gut verankert ist, liegt ja auch an Leugnungsmechanismen, die so tun, als würden die Betroffenen übertrei-

ben. Ich würde gerne vertrauen und die Polizei verteidigen, bekomme aber wenig zurück. Natürlich macht ein Großteil dort seine Arbeit gut, das halte ich für selbstverständlich. Ich halte es aber nicht für selbstverständlich, dass es derartige Ausfälle gibt.

Die diesjährige Liste der Nominierten des Leipziger Buchpreises wurde kritisiert, weil sie zu weiß sei. Was meinen Sie, hat der deutsche Literaturbetrieb auch ein Rassismusproblem?

Ich möchte mich nicht zu dieser Liste äußern. Deswegen eher allgemeiner: Ich kann mich auf die Rezeption meiner Literatur nicht verlassen. Ich zweifle immer, ob ein Lob ein literarisches ist oder ob jemand sich darüber profilieren möchte. Oder ob er sich einfach freut, etwas Neues erfahren zu haben. Genauso weiß ich nicht, ob ein Verriss wirklich bedeutet, dass ich als Autorin noch viel lernen muss, oder ob sich jemand an meiner Präsenz stößt – daran, dass ich mich äußere. Das sind keine Erfahrungen, die ich explizit im Literaturbetrieb gemacht habe, aber ich kenne sie, weil ich weiß, wie es ist, als nicht-weiße Frau die Stimme zu erheben. Das heißt, die rassistischen Mechanismen, die die Welt sonst parat hat, die wirken auch im Literaturbetrieb. Dass Menschen sich deshalb vielleicht gar nicht trauen zu schreiben, ist traurig.

Nun gibt es in diesem Jahr einige nicht-weiße Stimmen, die sich getraut und hochgelobte Werke veröffentlicht haben. Meinen Sie, dass sich gerade etwas ändert?

Es ist schön zu sehen, dass sich was ändert. Als vor fünf Jahren mein erster Roman erschien, habe ich mich total edgy gefühlt, von Rassismus zu sprechen oder das Konzept Integration infrage zu stellen. Das wäre jetzt überhaupt nicht mehr krass, sondern selbstverständlich. Ich sehe sehr viele wichtige Entwicklungen. Gleichzeitig gibt es natürlich die Gefahr, dass man sich darauf ausruht, dass man sagt, es gibt sie ja jetzt, diese Autor\*innen, dann können wir ja wieder zurück zum weißen Mann, der auf der Suche nach sich selbst ist. Deswegen bin ich noch nicht beruhigt – das sind eher Symptome, aber eine fehlende nicht-weiße Perspektive in der Literatur haben wir nicht behoben, indem wir ein paar nicht-weiße Stimmen ergänzen. Wir haben dann Symptome gestillt, müssen aber, wie immer, die Strukturen überprüfen.

Anzeige

## WERKBOX

REGALSYSTEM



**[R]egal was Du willst!**

Mit dem WERKBOX-Regalsystem individuell und modular einrichten.

Gesamtes Sortiment unter:  
[werkhaus.de/shop](http://werkhaus.de/shop)

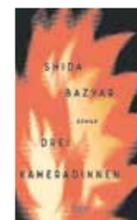




Foto: Tabea Treichel

**Shida Bazyar** wurde 1988 in Hermeskeil, in Rheinland-Pfalz, geboren und lebt in Berlin. Über ihre Erfahrungen beim Studiengang Kreatives Schreiben hat sie den Essay „Bastelstunde in Hildesheim“ geschrieben.

**Shida Bazyar:** „Drei Kameradinnen“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2021, 352 Seiten, 22 Euro



Von Sabine Peters

Geschichte ist wörtlich verstanden etwas Geschichtetes und steht nicht ein für alle Mal still: Manchmal kehrt sich das Unterste nach oben oder wird nach oben befördert. Im Erzgebirge, der Herkunftsgegend von Kerstin Hensel, lebten die Leute jahrhundertlang vom Bergbau. „Licht bringt sie / Aus dem Lot: meine tief- / Schürfenden Väter / In ihren Abräumen / In der Stunde verrückt / ... Hämmern sie ihr Los / Am getakteten Horizont / ...“

Das konkrete Bild der orientierungslosen Bergleute bei ihrer Schwerarbeit lässt sich auch abstrakt lesen: Nicht nur Bodenschätze kommen ans Tageslicht; manchmal tauchen Phänomene auf, die in der Kulturgeschichte als überwunden galten. Daher gibt es bis in unsere durchgetakteten und digitalen Zeiten immer noch mittelalterliche Zustände. Gesellschaften und Individuen verhalten sich mal schicksalsgläubig, mal pragmatisch, dann wieder irrsinnig entschlossen. Man kann nicht auf einen geraden Menschheitsweg durch Nacht zum Licht vertrauen. Solches Vertrauen zeigt sich bei Hensel allenfalls in verrenkter Form; es ist „die zerflehteste aller Hoffnungen“.

Kerstin Hensel wurde am 29. Mai 1961 im heutigen Chemnitz geboren. Sie lernte Krankenschwester, studierte am J.-R.-Becher-Institut und lehrt seit vielen Jahren Verssprache und Diktion an der Hochschule für Schauspielkunst in Berlin. Ihr literarisches Werk umfasst Romane, Hörspiele, Erzählungen, Essays und Lyrik. Ihre neuen Gedichte zeigen nach wie vor Neugier und Offenheit – was nicht heißt, dass hier auf Haltungen verzichtet wird. Hensels Lyrik ist etwa so idyllisch und harmonisch wie die Zeichnungen von George Grosz. Sie weiß, in welchem Maß das Leben von Machtinteressen und Ignoranz bestimmt wird: „Bei alledem bin ich / Huldunfähig / Wütig und wach“.

Die Autorin ist sprachlich mit allen Wassern gewaschen. Auch im neuen Buch finden sich intertextuelle Bezüge zu Dichtern wie Hafis oder Hölderlin. Der hohe Tonfall der klassischen Ode oder die Verfahren der konkreten Poesie sind ihr ebenso vertraut wie die schlichten Gestaltungen diverser Heimatdichtungen, die sie einmal bündig als „Trachtenvereinslyrik“ bezeichnete. Wenn sie selbst gelegentlich Mundart verwendet, dann ohne Biedersinn.

Im „Gruß aus Konnersreuth“ hört man ein provinzielles Genöle über die ortsansässige katholische Mystikerin Therese Neumann, die sich zu ihren Lebzeiten offenbar von Luft ernährte: „D'Resl? / Ässn daouds niad trinken daouds niad / ... / Owa



Was ans Licht kommt: Engelsfigur aus dem Erzgebirge  
Foto: Uwe Meinhold/ddp

## Bleib ruhig, was du bist, Muse: gemein!

In ihren neuen Gedichten findet Kerstin Hensel eine präzise aggressive, dabei verspielte, wortfinderische, genießerische Sprache von hoher subversiver Komik: „Cinderella räumt auf“

scheam daouds niad / Aa wenn's vreckt is niad.“ Der mundartliche Originalton wird konfrontiert mit einem bissigen Kommentar: „Die Bauersfrau treu der Gesätze / Galbrechen und Gloria / Im Dorfe die Schauung: viel darfst du / Und lang-lange leiden / Der Wund- und Wunder-süchtigen Verein / Erhebt keinen Beitrag mehr / Im Gaudium mysterium das uns / Übern Mund fährt / Heute morgen und dann“

Das Gedicht „Cinderella räumt auf“ wirft einen scharfen Blick auf die aktuellen, teils bizarren Folgen des Versuchs, politisch korrekt zu agieren und auszublenden, was Anstoß erregen könnte: „Cancel the bad witch / Forget the bad fay / Hack dir die Augen aus / Bevor es die Tauben tun: die Guten die Guten die Guten / Tiere im Märchen. Snuggelbärchen / ... / Be neatly busy und was dich frommt / Bis der Reißwolf kommt.“

Die märchenhafte Cinderella soll sich im 21. Jahrhundert nicht mehr mit Hexen einlassen; sie soll auf den Augenschein verzichten und sich selbst blenden. Es taucht zwar ein

widerständiges lyrisches Ich auf und behauptet, „es gilt was ich will“. Aber dieses Ich bleibt sich selbst wie der Welt gegenüber skeptisch, ist instabil; am Ende wird nichts befriedet. Anstelle des gefräßigen Wolfs droht nun ein profaner Papierschredder – da wird unter der Hand gefragt, ob Lyrik als Mittel taugt, um die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen zu bringen, indem man ihnen die eigene Melodie vorsingt.

Kerstin Hensel sagte einmal auf die Frage, ob ihr Welt- und Menschenbild optimistisch oder pessimistisch sei, es sei realistisch. Mag sein – aber ihre Gedichte bekommen Flügel durch die Kraft der Fantasie. Also wird die Wirklichkeit durch satirische, groteske Überzeichnung oder durchs Umdeuten und Auffalten vertrauter Bilder ins Flirren gebracht, bis kein Stein mehr auf dem andern bleibt. Die präzise aggressive, dabei verspielte, wortfinderische, genießerische Sprache bringt eine Komik hervor, die nichts mit Stammtisch zu tun hat, sondern als Waffe und als Kunst der Verwand-

lung taugt. „Nicht ist wie es bleibt / Der feste Gott unser Burgbann / Zinnen Zugbrücken Zinsen / Abbau / Der Kontinente zu babelnden Soden / ...“

Hensels neue Gedichte sind sprach- und gesellschaftskritische Höhenflüge, wagemutig und wunderschön. Und die Autorin weiß bei aller intellektuellen Artistik, auch der Kopf ist ein Teil des Körpers. Also macht sie sich im „Gruß aus Portugal“ ihren unbefangenen Reim auf die irdischen, leiblichen Freuden, respektlos auch gegenüber der Muse der Dichtkunst: „... Salamanderinnen seh ich / Sich im Dünenfeuer kühlen / Auf die andre Seite dreh ich / Meinen Weltwrrwiderwillen // Muse mal nur Nörgelbilder! / Bleib ruhig was du bist: gemein! / Denn ein Butt ein zartgegrillter / Schwimmt in mir in grünem Wein / ...“

Die Lust, die Kerstin Hensel ganz offensichtlich beim Schreiben hat, überträgt sich beim Lesen: Sinnssuche und Sinnenfreude stehen bei ihr in einem produktiven Spannungsverhältnis und lassen immer noch alles zu wünschen übrig.



**Nastassja Martin:** „An das Wilde glauben“. Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer. Matthes & Seitz, Berlin 2021, 139 S., 18 Euro



**Kerstin Hensel:** „Cinderella räumt auf“. Luchterhand, München 2021, 236 Seiten, 20 Euro

## Geschenk des Bären

Macht einen baff: „An das Wilde glauben“ von Nastassja Martin

Von Jens Uthoff

Was für eine Wahnsinnsgeschichte, was für eine Frau. Eine junge französische Anthropologin, die in den Wäldern Kamtschatkas forscht, wird von einem Bären angefallen. Der zerfetzt ihr das Gesicht, verletzt sie an Jochbein, Kiefer und Bein – doch sie überlebt, wird in russischen und französischen Krankenhäusern ver-näht, erhält Transplantationen. Und muss verarbeiten, dass ihr Gesicht entstellt ist.

Es ist ihre eigene, wahre Geschichte, die die Anthropologin Nastassja Martin in „An das Wilde glauben“ aufschreibt. Der Roman ist der Bericht einer Heilung, die Verarbeitung des Geschehenen und eine Reflexion über das menschliche und tierische (Zusammen-)Leben. Es ist ein Buch, das einen oft baff macht. Zum Beispiel deshalb, weil Martin, kaum genesen, erneut nach Kamtschatka fährt, wieder in dem Dorf bei einer ewenischen (indigenen) Familie lebt, um deren Perspektive auf die Ereignisse zu hören: „Du bist das Geschenk, das die Bären uns gemacht haben, indem sie dich am Leben gelassen haben.“

Für sie selbst sind die Gesichtsverletzungen unfassbar tragisch – und es hilft ihr wenig, als eine Stationspsychologin ihr quasi einen Identitätsverlust attestiert („Denn das Gesicht, wissen Sie, ist die Identität“). Martin schildert emotionale Zusammenbrüche, umkreist aber auch rationale Interpretationen des Bärenangriffs. Sie begreift, dass sie von sich aus das Wilde gesucht hat, dass der Bär die Spiegelung dessen ist. Aber Martin, dem Animismus nicht abgeneigt, nähert sich dem Ereignis bei der Wiederkehr an den „Tatort“ nicht nur anthropozentrisch. Sie will verstehen, wie das Nebeneinander von Mensch und Tier in sibirischen Wäldern funktioniert („Es gibt hier ein Wollen außerhalb der Menschen, eine Intention jenseits des Menschlichen“) und was das mit dem Unfall zu tun hat. So ist „An das Wilde glauben“ auch ein philosophisches Buch, das einen neu über das Verhältnis von Mensch und Natur nachdenken lässt.

Anzeige

Anzeige

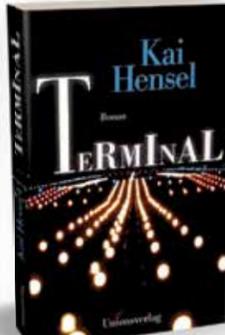
Unionsverlag



**Patricia Melo**  
»Ein wütendes, ein anklagendes Buch, aber es hat auch noch eine andere, eine fantastische mythische Dimension.«  
*Spiegel Online*



**Jürgen Heimbach**  
»Der Leser taucht tief ein in die düstere Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.«  
*Stern*



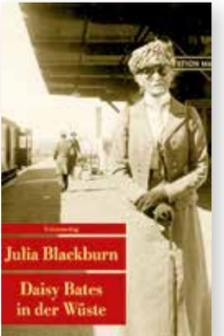
**Kai Hensel**  
»Ein Meisterwerk über die Arroganz der Machbarkeit, Gier und Intrige; und über Unwägbares.«  
*Buchkultur*



**Martina Clavadetscher**  
»Erzählt wird mit staunenswerter Lebendigkeit und Humor, eine Sprache voller Bewegung und Lichtwechsel.«  
*NZZ*



**Michèle Mailet**  
»Ein bis heute fort-dauernder Aspekt des Rassismus liegt in der Unsichtbarkeit der Lebens- und Leidenswege schwarzer Menschen in der NS-Zeit.«  
*Virginia*



**Julia Blackburn**  
»Die poetische Biografie einer entschlossenen Aussteigerin und einer unerbittlichen Idealistin.«  
*Neues Deutschland*



**Sarah Moss**  
»Ein ebenso feines wie erschütterndes Porträt über die Rolle der Frau im 19. Jahrhundert.«  
*The Guardian*

## Zuhören und kritisieren

Autor:innen tauschen sich in Briefen über Populismus aus

Von Julia Hubernagel

Als Zeitalter des Populismus wurde das aktuelle Jahrzehnt schon häufiger behandelt. Dass es sich dabei um eine westlich geprägte Sichtweise handelt, ist wohl die Hauptconclusio des von Michael Zichy und Jonas Lüscher herausgegebenen Bandes „Der populistische Planet“. Darin tauschen sich Schriftsteller:innen und Philosoph:innen aus insgesamt sieben Ländern in Briefen über den globalen Populismus aus. Entstanden sind persönliche Texte, die oft wütend oder sorgenvoll, mitunter aber auch sehr kurz geraten. So bringt die 2019 gestorbene ungarische Philosophin Ágnes Heller ihr Missfallen des Populismusbegriffs zum Ausdruck: „Orbán und seine Gefolgschaft sind keine Populisten. Populisten sind zwar Demagogen, stehen aber tatsächlich auf Seiten des Volkes und nicht der Wohlhabenden.“ Hier bleiben Fragen offen, sodass Michael Zichy entgegenhält: „Ist die Unterscheidung zwischen echten und Pseudo-Populisten stichhaltig? Es ist doch gemeinsames Kennzeichen aller Populisten, dass sie definieren, wer überhaupt ‚das Volk‘ ist.“

Die Autor:innen kritisieren ihre Texte gegenseitig, geben aber zu, mehr Fragen als Antworten zu haben. Interessant, so nochmals mitzuerleben, ist der Ausbruch der Coronapandemie, durch die populistische Tendenzen deutlicher zutage treten: So etwa in Indien, wo Naren Bedide das aufgrund des Kastensystems katastrophale Gesundheitssystem beschreibt. Lügende Staatsoberhäupter, Korruption, was Europa und Nordamerika gerade erst erfahren, war in Afrika vielerorts nie anders. So empfindet die kenianische Autorin Yvonne Adhiambo Owuor Schadenfreude, dass nun der Westen über seine Ideale von Demokratie und Rechtsstaat stolpert. „Der populistische Planet“ ist daher vor allem ein Plädoyer fürs interkontinentale Zuhören, das angenehm offenherzig daherkommt.



**Michael Zichy/Jonas Lüscher (Hg.):** „Der populistische Planet. Berichte aus einer Welt in Aufruhr“. C. H. Beck, München 2021, 191 S., 16 Euro

**Leo Löwenthal,** Mitbegründer der Kritischen Theorie  
Foto: Jörg Schmitt/dpa/picture alliance

**Leo Löwenthal**  
„Falsche Propheten“  
Studien zur faschistischen Agitation“  
Aus dem Englischen von Susanne Hoppmann-Löwenthal.  
Suhrkamp, Berlin 2021, 253 S., 15 Euro

## Die Verführhrenden

Leo Löwenthal hat 1949 Populismus und Demagogie analysiert. Die Mechanismen, die er mit Hilfe der Psychoanalyse beschrieb, greifen auch heute wieder



Von Jens Uthoff

Krisen sind Gold wert für Demagogen. Ob Rechts-extremisten oder Verschwörungstheoretiker, Querdenker, QAnon-Spinner, AfDler oder Trump: Für sie alle ist der Zustand der Instabilität ein fruchtbarer Boden für ihre Agenda.

„Je schlechter es Deutschland geht, desto besser für die AfD. Das ist natürlich scheiße, auch für unsere Kinder. (...) Aber wahrscheinlich erhält uns das“, hat Christian Lüth, der damalige Pressesprecher AfD-Bun-

destagsfraktion (neben anderen, richtig abscheulichen Aussagen) in einem geheim mitgeschnittenen Gespräch im Februar 2020 gesagt – und er liegt richtig damit.

Die politische Ausbeutung der Unzufriedenheit hat der große Soziologe Leo Löwenthal schon 1949 in seinem Buch „Falsche Propheten. Studien zur faschistischen Agitation“ analysiert. Die „Malaise“, wie Löwenthal den Krisenzustand nennt, sei „ein Spiegel jener strukturellen Belastungen, denen der einzelne in einer Periode tiefgehender Veränderungen in der Wirtschafts- und Sozialstruktur ausgesetzt ist. (...) Auf

der Ebene unmittelbarer Wahrnehmung scheint diese Malaise ihren Ursprung in den tiefsten Schichten des Individuums selbst zu haben und wird von ihm als eine scheinbar isolierte individuelle und rein seelische Krise erlebt. (...) Der Agitator wagt in dieser Malaise, er genießt sie (...)“

Der Suhrkamp Verlag hat Löwenthals Abhandlung nun wiederveröffentlicht. Das Buch hilft noch heute, die sozialpsychologische Dimension des Populismus und des Erfolgs antidemokratischer Bewegungen zu begreifen. Löwenthal (1900–1993) gehörte zu den Mitbegründern der Kritischen Theorie, er hat am wohl wichtigsten Werk der Frankfurter Schule, „Dialektik der Aufklärung“ (1944), mitgearbeitet. „Falsche Propheten“ war ein Teil der berühmten Studien zum Autoritarismus des Instituts für Sozialforschung. Löwenthal schrieb die Abhandlung im Exil in New York, wohin er aus Frankfurt/Main über Genf 1934 geflohen war.

Unter dem Eindruck des europäischen Faschismus agitierten in den USA während des Zweiten Weltkriegs zahlreiche Faschisten und Antisemiten (u. a. Joseph P. Kamp, Elisabeth Dilling, William Dudley Pelley) gegen Roosevelt und seinen New Deal. Löwenthal hat die Rhetorik und Narrative der Hetzer untersucht. Er unterscheidet dabei grundlegend zwischen dem Agitator, dem Reformator und dem Revolutionär: Während letztere beide sich politisch auf reale Missstände bezogen, ginge es erstem weder darum, Ungerechtigkeiten zu beseitigen, noch für ihre Klientel politische Verbesserungen zu erreichen.

Nein, in erster Linie zielt der Agitator auf die Gefühlsebene, betreibt die maximale Emotionalisierung von Politik (wobei es eigentlich keine „Politik“ im Sinne des Wortes ist, es sind überwiegend antipolitische Inhalte). Er will, dass seine Anhänger sich bloß besser fühlen und ihm deshalb folgen. Denn, so der Agitator, ihre Wut – auf Migranten, Juden, auf das fremde Andere – ist berechtigt; er sei der Einzige, der sich traue, diese unterdrückte Wahrheit auszusprechen.

Es ist erstaunlich, wie sehr die Motive der heutigen Agitatoren jenen von damals gleichen. Grundlegend ist ein Narrativ des Betrogenwerdens, nach dem der einfache, ehrliche, hart arbeitende Bürger nicht mehr bekomme, was ihm doch eigentlich zustünde. Trump hat diese Erzählung in Perfektion verkörpert, noch als er der mächtigste Mann der Welt war („Stop The Steal“); eine These wäre, dass die emotionale Intelligenz, über die Trump verfügt, der Schlüssel zur Macht war.

Die heutigen „Lügenpresse“- und „Umwolkungs“-Narrative gab es ebenfalls auf ganz ähnliche Weise

bereits damals, die Feindbilder werden nur im Hinblick auf die jeweils aktuellen Krise modifiziert. Der Agitator gibt sich dagegen als Erwecker und Erleuchteter, dem es zu folgen gilt.

Bis heute unverändert ist der Jude das verschwörungstheoretische Feindbild schlechthin. In Löwenthals Beispielen findet eine Täter-Oper-Umkehr statt, die „jüdisch-internationale Hochfinanz“ ist schuld an der Malaise, Juden werden „mysteriöse Kraftquellen“ zugesprochen. Attila Hildmann und Xavier Naidoo lassen grüßen.

Erfolgsentscheidend ist die psychologische Wirkung. Löwenthal erklärt psychoanalytisch, was bei dem Adressaten passiert: Es gelingt ihm, das eigene Unterdrückte auf das fremde Andere zu projizieren. In einer Passage erläutert Löwenthal dies anschaulich mit den „Schmutz“- und „Dreck“-Metaphern, die Agitatoren für Migranten verwenden.

Sie zielen damit (unbewusst) auf das Trauma der Reinlichkeitserziehung, das das kindliche Subjekt erfährt – psychoanalytisch gesprochen ist die Lust am Schmutz fortan die „verbotene Frucht“. Der Agitator macht dem nunmehr Erwachsenen das Angebot, die verbotene Lust auf die Fremden, die in „sein“ Land kommen, auszulagern. Der Schmutz, das sind die anderen. Auf ähnliche Weise funktionieren viele Projektionsflächen, die Agitatoren anbieten.

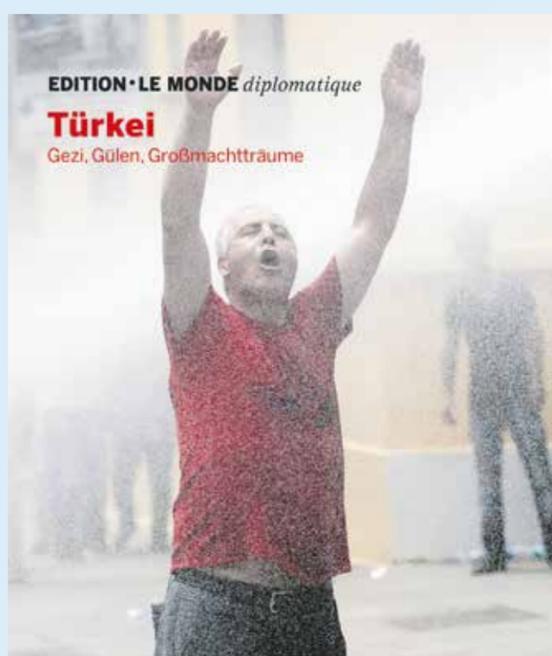
In Bezug auf die Gegenwart wirft dieses Buch viele Fragen auf. Denn Löwenthals Abschlussbemerkung gilt noch heute: „Die sozialwissenschaftliche Analyse als solche zerstört weder den Anreiz der Agitation auf sein Publikum, noch liefert sie einen politischen Plan zur Opposition gegen den Agitator. Aber sie vermag zumindest die wahre soziale und psychologische Bedeutung der Agitation bloßzulegen – ein vielleicht nicht unwesentlicher Schritt zu ihrer Verhütung.“

Und Lehren kann man eben doch aus der Lektüre ziehen. Etwa, dass die Emotionalisierung von Politik, die heute auch von (vermeintlich) progressiven Kräften vorangetrieben wird, immer gefährlich ist, nicht nur, wenn sie von rechts kommt. Man kann auch mit Sorge beobachten, wie anfällig Demokraten und demokratische Parteien für die Übernahme der antipolitischen Rhetorik der Agitatoren sind (zum Beispiel Markus Söders Ausspruch vom „Asyltourismus“).

Und was jene betrifft, bei denen die Propaganda verfängt, muss man sich ehrlich machen: Wenn es – oft, nicht immer – politikferne Motive sind, die die Leute in die Arme der Agitatoren treibt, dann können zum Beispiel auch Demokratiearbeit, Sozialarbeit und Kulturarbeit dazu beitragen, dies auf lange Sicht zu verhindern.

Anzeige

EDITION • LE MONDE diplomatique



### Türkei

Gezi, Gülen, Großmachtträume

In den letzten Jahren machte das Land an der Schwelle zwischen Asien und Europa vor allem durch antidemokratische Tendenzen von sich reden. Das neue Editionsheft von *Le Monde diplomatique* erforscht die Hintergründe dieser Entwicklung, blickt aber auch auf die Zivilgesellschaft: den Widerstand gegen ein Megaprojekt am Bosphorus, eine Streetart-Künstlerin in Diyarbakir oder die Bürgerinitiativen gegen den Raubbau im anatolischen Hochland.

9,50 €\*, broschüriert, 112 Seiten.

Auch als Prämie für ein Zeitungsabo von *Le Monde diplomatique* unter [monde-diplomatique.de/abo](http://monde-diplomatique.de/abo)

[monde-diplomatique.de/edition-lmd-shop@taz.de](http://monde-diplomatique.de/edition-lmd-shop@taz.de)

\* Versandkostenfrei im Inland, im Ausland zzgl. Versandkosten  
taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin

Jetzt bestellen

# „Schwesterschaft ist eine Lösung“

## Die Philosophin Manon Garcia über die Mechanismen der Selbstunterwerfung von Frauen

Interview **Nina Rossmann**

**taz:** Frau Garcia, laut Ihrem Buch sind Frauen nicht nur passive Opfer des Patriarchats, sie unterwerfen sich auch aktiv – indem sie freiwillig den Großteil der Hausarbeit übernehmen oder sich bestimmten Idealen von Weiblichkeit fügen: Schieben Sie da nicht den Opfern die Schuld in die Schuhe?

**Manon Garcia:** Ganz im Gegenteil. Es ist feministisch, Machtstrukturen aus Sicht der Frauen zu beschreiben. Es ist feministisch, aufzuzeigen, welche konkreten Möglichkeiten Frauen in unserem patriarchalen System haben. Es ist wichtig, diese Frage von einem feministischen Standpunkt aus zu erörtern und nicht einfach so zu tun, als trügen Frauen nicht auch ihren Teil zur Aufrechterhaltung des Patriarchats bei. Natürlich könnten sie sich entscheiden, sich nicht zu unterwerfen, aber der Preis dafür ist hoch – zum Beispiel wenn Frauen als schlechte Mutter abgestempelt werden. Das Patriarchat ist eine Form gesellschaftlicher Dominanz, die Frauen dazu bringt, sich zu unterwerfen. Es geht daher nicht um die Schuldfrage. Man kann deskriptiv feststellen, dass Frauen sich Männern unterwerfen, aber das heißt noch nicht, dass sie auch verantwortlich dafür sind.

**Was genau ist Unterwerfung für Sie – haben Sie Beispiele?**

Wenn ich in Frankreich von meiner Arbeit über weibliche Unterwerfung erzähle, kommen viele als erstes auf Frauen, die Kopftuch tragen, zu sprechen. Die Unterwerfung der anderen ist leichter zu erkennen – vor allem, wenn wir rassistische Ansichten ihnen gegenüber haben. Dabei kann Unterwerfung auch bedeuten, ständig Diät zu halten, um ein bestimmtes Schönheitsideal zu erfüllen. In Deutschland unterwerfen sich Frauen sehr stark der Mutterrolle. Das Konzept der Unterwerfung hilft uns, diese unterschiedlichen Arten, auf die Frauen sich den patriarchalen Strukturen nicht widersetzen, als das gleiche

Phänomen zu betrachten. Allerdings ist es wichtig zu unterscheiden, wo diese Analyse Sinn macht und wo nicht. Wenn ich von Unterwerfung spreche, beziehe ich mich auf eine Situation, in der eine Art von Zustimmung möglich ist. Häusliche Gewalt lässt sich damit nicht erklären.

**Sie analysieren die männliche Herrschaft aus philosophischer Sicht: Was ist Ihre Erklärung dafür, warum die Machtverhältnisse im Patriarchat so hart zu durchbrechen sind?**

Wenn wir von Herrschaft reden, reden wir in der Regel von zwei verschiedenen Gruppen, im Kapitalismus zum Beispiel die Arbeiter\*innen und die Fabrikbesitzer\*innen. Die Solidarität der Arbeiter\*innen gilt anderen Arbeiter\*innen. So

**Einen weiblichen Körper zu haben, heißt von außen definiert zu werden, während Männer das Privileg haben, sich selbst zu definieren**

lange aber Heterosexualität die Norm ist und Frauen mit Männern zusammenleben, gilt ihre Solidarität in erster Linie anderen Männern. Das ist auch der Grund, warum so viele weiße Frauen trotz seiner Frauenfeindlichkeit für Donald Trump gestimmt haben: Weil sie sich ihren Männern, zu denen Trump spricht, näher fühlen als anderen Frauen.

**Ist mehr Solidarität zwischen Frauen die Lösung?**

Diese Frage fällt mir schwer zu beantworten. Ich bin überzeugt,

dass Schwesterschaft eine Lösung ist. Die Selbsterfahrungsgruppen der Frauenbewegung der 70er Jahre, in denen Frauen zusammenkamen, um über ihre Unterdrückungserfahrung zu sprechen, haben einiges vorangebracht. Aber am Ende des Tages hat die Person Priorität, die man liebt. Liebe und Intimität sind daher die Themen, denen wir uns zuwenden müssen. Wir müssen dafür kämpfen, gleichberechtigte Partnerschaften zu führen, vor allem in heterosexuellen Beziehungen. Dabei gibt es viel zu gewinnen – für Männer, Frauen und Kinder!

**Unterwerfen sich Männer nicht auch – und leiden unter den Geschlechterrollen?**

Bei meinen Lesungen gibt es immer einen Mann, der erklärt: Ich unterwerfe mich meiner Frau, sie entscheidet alles. In gewisser Hinsicht ist das wie von Rassismus gegen Weiße zu sprechen. Männer sind nicht von Frauen unterdrückt. Von Unterdrückung kann man erst sprechen, wenn es eine gesellschaftliche Struktur gibt, die die Unterdrückung möglich macht. Aber natürlich unterwerfen sich auch Männer den Geschlechterrollen und leiden unter toxischer Männlichkeit – nicht zuletzt verbaut das Patriarchat Männern den Zugang zu ihren Gefühlen.

**Was ist der Unterschied?**

Einen weiblichen Körper zu haben, heißt von außen definiert zu werden, während Männer das Privileg haben, sich selbst zu definieren. Sobald sie in die Pubertät kommen, machen sehr viele Frauen die Erfahrung, dass ein Mann – ein Onkel, Lehrer oder irgendein Typ auf der Straße – eine anzügliche Bemerkung über ihren Körper macht. Frauen werden vom männlichen Blick definiert, noch bevor sie selbst überhaupt ein Bewusstsein für ihren Körper erlangt haben. Diese Erfahrung prägt Frauen und führt dazu, dass sie sich anders in der Welt bewegen als Männer. Während Männern suggeriert wird, frei und unabhängig zu sein, lernen Frauen, sich zu unterwerfen.



Foto: Bruno Arbesu/REA/laif

**Manon Garcia,** geboren 1985, ist ab Juli Assistant Professor of Philosophy an der Yale University. Gegenwärtig ist sie Junior Fellow der Harvard Society of Fellows.

**Was antworten Sie denjenigen, die jetzt denken: Interessant, aber auf mich trifft das nicht zu. Ich definiere mich als Person, nicht als Frau?**

Das ist wie zu sagen: „Ich gehöre keiner gesellschaftlichen Klasse an.“ Simone de Beauvoir würde das als eine Form von Unaufrichtigkeit beschreiben. Als Frau denkt man nachts allein in der Metro darüber nach, dass man vergewaltigt werden könnte. Ein Heteromann macht sich darüber keine Gedanken. Man kann nicht so tun, als ob das eigene Frausein keine Auswirkungen darauf hat, wer man ist.

**Mit „Unaufrichtigkeit“ oder „mauvaise foi“ beziehen Sie sich auf den existenzialistischen Freiheitsbegriff?**

Zu diesem Punkt hatten Beauvoir und Sartre einen großen Disput. Für Sartre bedeutet Mensch sein, dass man für seine Handlungen verantwortlich ist und nicht zulässt, dass irgendetwas diese beeinflusst. Für Sartre bedeutet Unaufrichtigkeit, bestimmte Fakten als Entschuldigung dafür zu nehmen, seine Freiheit nicht auszuüben, zum Beispiel zu sagen: „Ich habe so und so gehandelt, weil ich eine Frau bin“ oder „Ich habe so entschieden, weil ich arm bin.“ Für Beauvoir ist genau das Gegenteil der Fall. Sie ist überzeugt, dass die

wirtschaftliche und soziale Situation darüber entscheiden, welche Wahl man hat und auf welche Art und Weise man seine Freiheit ausüben kann. Unaufrichtigkeit heißt für sie, so zu tun, als gäbe es diese äußerlichen Fakten nicht. Nur ein weißer Mann – wie Sartre! – kann der Ansicht sein, dass seine Freiheit nicht von seiner gesellschaftlichen Situation abhängt.

**Haben Frauen ein Problem damit, sich als Opfer zu sehen? Ich denke zum Beispiel an den Aufruf von Catherine Deneuve und anderen in „Le Monde“, in der sie die #MeToo-Debatte kritisiert?**

Ich denke, dass dabei auch ein Generationenkonflikt eine Rolle spielte, da viele der Unterzeichnerinnen in einer Welt aufgewachsen sind, in der von Frauen noch viel stärker als heute erwartet wurde, sich zu unterwerfen. Aber es stimmt: Opfer zu sein ist ein extrem unangenehmes Gefühl. Und ein Weg, damit fertig zu werden, ist schlicht, so zu tun, als wäre man keines. Das ist einer der schwersten Konflikte, die es als Feminist\*in auszuhalten gilt: Wir müssen ein Bewusstsein dafür entwickeln, wie die patriarchale Unterdrückung uns beeinflusst – aber gleichzeitig dürfen wir die Lust an der eigenen Autonomie und den Wunsch, Dinge zu verändern, nicht verlieren.

**Wir werden nicht unterwürfig geboren. Wie das Patriarchat das Leben von Frauen bestimmt**

**Manon Garcia:** „Wir werden nicht unterwürfig geboren. Wie das Patriarchat das Leben von Frauen bestimmt“. Aus dem Französischen von Andrea Suhrkamp, Berlin 2021, 234 S., 26 Euro

taz \* abo



**Aboprämie:** Drei Autorinnen – Drei Romane Hengameh Yaghoobifarah erzählt vom bedingungslosen Zusammenhalt unter Geschwistern, Sharon Dodua Otoo lässt ihre Protagonistin Ada in „Adas Raum“ quer durch Zeitgeschichte und Kontinente reisen und Mithu Sanyal fragt nichts weniger als nach dem Wesen der Identität. Unbedingte Leseempfehlung.

## Ein Pakt mit der taz

**Solipakt!**  
Ein Abo,  
drei Preise  
[taz.de/paemien](http://taz.de/paemien)

Das ist in der Zeitungslandschaft fast einmalig: Unsere Abonnent\*Innen können sich unter drei Preisen aussuchen, wie viel sie bezahlen möchten, denn beim Abo gilt der taz Solidarpakt.

Wer mehr als den Standardpreis für ein taz Abonnement zahlt, ermöglicht es Menschen mit geringeren finanziellen Spielräumen, sich ebenfalls ein taz Abo zu leisten,

Ein Abonnement der gedruckten taz kostet 68,90 Euro/Monat/ politischer Preis 56,90 Euro/ Standardpreis oder ermäßigt 37,80 Euro. Eine Prämie bekommen Sie für ein unbefristetes Abo zum Standard- oder politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr. Auslandsabo zzgl. Porto: 1,80 Euro / Ausgabe.

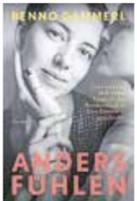
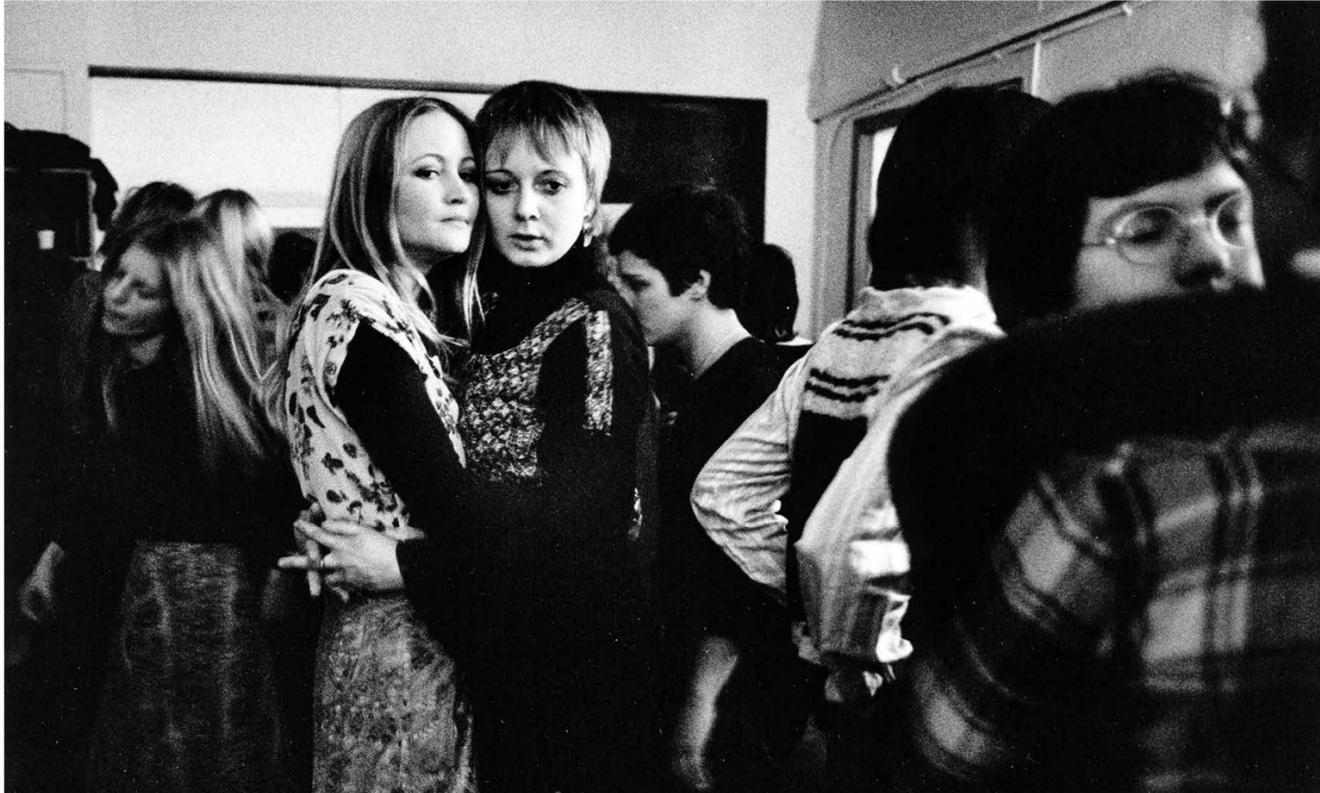
(030) 2590 2590 | abomail@taz.de

Weitere Aboangebote für die gedruckte und digitale taz finden Sie unter [taz.de/abo](http://taz.de/abo)

## Unaufgeregt different

### Eine beeindruckende Emotionsgeschichte der Homosexualität in der BRD

Frauentreffpunkt in einem besetzten Haus in Frankfurt a. M., 1976  
Foto: Abisag Tüllmann/bpk



**Benno Gammerl:** „Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik“. Hanser Verlag, München 2021, 416 S., 25 Euro

Von Martin Reichert

Jede Familiengeschichte ist eine prekäre Angelegenheit. Man ist bis auf wenige glaubwürdige Dokumente auf Erzählungen altvorderer Verwandter angewiesen, die einem, logisch, persönlich gefärbte Versionen auftischen, in denen das eigene (Er-)Leben im Vordergrund steht. Das Licht kommt bei dieser Form der Geschichtsschreibung meist erst mit der Erzählperson in die Welt.

Die Familiengeschichte der Schwulen und Lesben in Deutschland ist meist von Akteur\*innen der Emanzipationsbewegungen aus den siebziger Jahren dominiert. Sie

geht ungefähr so: Nach der Nazi-Zeit lebten die Homosexuellen unter dem Joch des noch immer bestehenden Paragraphen 175 in schamvoller Unterdrückung, bis sie sich durch die Schwulenbewegung der Siebziger in stolze Schwule und Lesben verwandelten und danach, nur kurz unterbrochen durch die Aids-Krise, zu selbstbewussten Bürgern mit gleichen Rechten bzw. entpolitisierten Angepassten wurden, je nach Lesart.

Benno Gammerl, Jahrgang 1976, ist ein Nachgeborener des Geschehens. Er ist Professor für Gender- und Sexualitätsgeschichte am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz. Für seine Studie „Anders fühlen“ hat er mit 32 gleichgeschlechtlich liebenden Men-

schen aus unterschiedlichen Milieus, Religionen und Generationen Tiefeninterviews geführt – seine GesprächspartnerInnen entstammen Jahrgängen zwischen 1935 und 1970.

Gammerl hat ihren Erzählungen mit der Ambition gelauscht, eine „Gefühlsgeschichte“ zu schreiben. Und als Kind des Konstruktivismus hat er gleichzeitig versucht, nicht jeder Eigengeschichtsschreibung auf den Leim zu gehen, sondern das Erzählte mit kühlem Blick einzuordnen. Beides ist gelungen.

Benno Gammerl gliedert die Geschichte der „Anders Fühlenden“ nach dem Zweiten Weltkrieg in drei Zeitabschnitte: Ausweichen, Aufbruch und Normalisierung – und alle drei gestalten sich bei

Gammerl komplexer und widersprüchlicher als jene große Familienerzählung, die einmal im Jahr anlässlich des CSD erzählt wird.

Keineswegs seien die gleichgeschlechtlich Liebenden der fünfziger und sechziger Jahre ausschließlich gramgebeugt durch ihr Leben gehuscht – denn auch in Tanzdiele, nächtlichen Parks, öffentlichen Toiletten und den später vielgescholtenen Bars mit Klingel hätten Menschen durchaus Glück und Freude gefunden. Und nebenbei durch geschickte Lobbyarbeit die Entschärfung des Paragraphen 175 in den Jahren 1969–1973 erreicht. Ein Erfolg nicht der „68er“, sondern der „Homophilen“, die dem Establishment sozusagen versprochen hatten, dass die Homosexuellen nach

dem Ende der Unterdrückung „sittlich“ werden würden.

Der Urknall für die auch in der Szene selbst umstrittene „Homo-Ehe“? Folgt man Gammerl, hat es nie einen solch geraden, steten Pfad des Fortschritts und der Emanzipation gegeben, eher einen konstanten Strom der Ungleichzeitigkeit von Unterdrückung, Emanzipation und Normalisierung.

So wie die fünfziger Jahre nicht nur bleiern waren, waren in den Siebzigern nicht plötzlich alle stolz, froh und befreit: Nicht wenigen blieb ihre Angst vor Sichtbarkeit erhalten – einer der interviewten Zeitzeugen berichtet sogar, dass er seine „Tarnkappe“ bis zum Jahr 2000 aufbehalten habe. Zugleich waren die Siebziger eine Zeit der Suchbewegungen, der Entdeckung neuer Möglichkeiten, insbesondere für Frauen, die Frauen begehrt und nun etwa in feministischen Frauencafés Raum zum Austausch fanden.

Interessant ist auch der von Gammerl skizzierte Prozess der „Normalisierung“ mit all seinen Ambivalenzen. Konnten sich die unaussprechlichen Gefühle der gleichgeschlechtlich Liebenden in der Nachkriegszeit aufgrund der bedrohlichen Umstände oft nur abrupt und gewitterartig entladen, so entstanden im Rahmen des Emanzipationsprozesses immer klarere Vorstellungen schwuler und lesbischer Identität, die eben auch Ausschlüsse nach sich zogen. Bisexuelle zum Beispiel oder Menschen, die neben einem wöchentlichen Besuch im Dampfbad weiterhin ein Leben mit Frau und Kind führen wollten. Kein „richtiges“ schwules Leben also. Schlimmer konnte da nur noch sein, die eigenen „Gefühle nicht ernst zu nehmen“, ein Verdikt der Achtziger.

Die Herausarbeitung der Gefühlsgeschichte ist ein besonderes Verdienst des Buches und wirft Fragestellungen für die Gegenwart auf: Auch Benno Gammerl kann (noch) nicht sagen, wie sich nun die neue „Normalität“ für queere Menschen tatsächlich gestaltet und welche neuen (oder alten) Ängste mit ihr verbunden sind.

Für Gammerl steht jedoch fest: „Unterschiede bleiben bedeutsam, auch ohne Hierarchien“. In Anbetracht manch exzessiver aktueller Debatten um „Identitätspolitik“ kann man sich seinem Plädoyer für eine „unaufgeregte Aufmerksamkeit für das Different“ nur anschließen.

## IST HEUTE DER TAG, AN DEM DU BUTTER BEI DIE FISCHER\*IN DEINER ZEITUNG WIRST?

Weil demokratische Gesellschaften eine freie Presse brauchen, sichern inzwischen etwa 21.000 Leser\*innen die publizistische und ökonomische Unabhängigkeit ihrer Zeitung. Werden auch Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie Miteigentümer\*in werden.

Noch Fragen? (030) 25 90 22 13 oder [geno@taz.de](mailto:geno@taz.de)

[genossenschaft.taz.de](http://genossenschaft.taz.de)



taz Verlagsgenossenschaft eG, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Foto: Anja Weber



Dirk Kniphals  
taz Literaturredakteur

## Eine deutsche Geschichte

Vom Kampf für deutsches „Volkstum“ bis zur „Israel-Lobby“: Peter Longerichs große Untersuchung über die Antisemiten zeigt erschreckende Entwicklungslinien über mehr als zwei Jahrhunderte auf



Protest gegen Antisemitismus in Gelsenkirchen vor einigen Tagen. Den Davidstern zu zeigen, ist angesichts des aggressiven Antisemitismus noch immer höchst gefährlich  
Foto: Fabian Strauch/dpa

Von Klaus Hillenbrand

Fast durch alle Länder von Europa verbreitet sich ein mächtiger, feindselig gesinnter Staat, der mit allen übrigen im beständigen Kriege steht, und der in manchen fürchterlich schwer auf die Bürger drückt, es ist das Judenthum.“

Als der Philosoph Johann Gottlieb Fichte im Jahre 1793 diese Zeilen veröffentlichte, gab es den Begriff Antisemitismus noch nicht. Wohl aber war der Judenhass ein schon seit Jahrhunderten in Europa verbreitetes Vorurteil. Die Gesellschaft befand sich im Übergang vom Absolutismus zur Aufklärung. Es ist diese Epoche, mit der der Historiker Peter Longeriche seine Studie über den Antisemitismus in der deutschen Gesellschaft einleitet, denn zu diesem Zeitpunkt wandelte sich die bis dato mit religiösen Differenzen begründete Judenfeindschaft zu etwas Neuem – eine Bewegung gegen die Juden als vorgeblich fremde Gruppe, Nation oder ethnisch-religiöse Vereinigung.

Es waren zwei miteinander verbundene Bewegungen, die die Ablehnung gegen Juden als Kollektiv anfeuerten: Zum einen die verspätet einsetzende Nationenbildung in Deutschland, die auf der Suche nach gemeinsamen Volksmerkmalen war, mit der sich eine Gruppenidentität manifestieren ließ, zum anderen die langsame Ablösung des Ständestaats hin zum Kapitalismus, der einerseits vielen, darunter den bis dahin exkludierten Juden, neue Chancen bot, andererseits aber angestammte Existenzmöglichkeiten infrage stellte – und damit den Ruf nach einem Sündenbock für all die Veränderungen auslöste.

Fichtes Einlassung reiht sich dabei in Äußerungen vieler Stimmen ein, die das Postulat eines Staatsvolks mit der Frage der Loyalität verbanden und zu dem Schluss kamen, dass den Juden mit ihren vorgeblich so seltsamen Bräuchen dazu die Voraussetzungen fehlten. Von dahin war es nur noch ein kleiner Schritt bis zum modernen, gruppenbezo-

genen Judenhass. Sie dienten, so konstatiert Longeriche, den Vertretern der Moderne als Abziehbild der Abgrenzung. „Kein Volk, und selbst das uncultivirteste nicht, hat solche abscheuliche Grundsätze der Moralität, als die Juden“, zitiert er lange in London lehrende Historiker den Juristen Carl Wilhelm Friedrich Grattenauer. Solcherlei Zuschreibungen wurden als unveränderlich, also weder durch Erziehung noch Konversion überwindbar dargestellt.

### Die Masse erreichen

Die Kapitel Longerichs zu den Anfängen des modernen Judenhasses zählen zu den spannendsten dieses Buchs, denn sie geben nicht nur einen detailreichen Einblick in die damalige Geisteswelt christlicher intellektueller Deutscher. Vor allem zeigen sie auf, mit welcher scheinbar Logik der Hass gegen die Juden begründet worden ist.

Eine jüdische Emanzipation passte nicht in die Geisteswelt der romantischen Nationalisten deutscher Zunge, die im Gegensatz zu den französischen Revolutionären dem Rationalismus ablehnend gegenüberstanden. Friedrich Ludwig Jahn verstieg sich etwa in der Auffassung, Ehen mit „Undeutschen“ sollten einen Verlust der Bürgerrechte nach sich ziehen.

Im Jahre 1816 – und nicht etwa 1933 – erging sich der Reformler Fürchtegott Leberecht Christlieb in einem Artikel in Mordfantasien, als er über den Judenmord schwadronierte, „indem wir sie, etwa kreisweise, zusammentrieben, niederschossen und ersäufeten – Alle, ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Kranke und Gesunde“.

Nun käme Longeriche als renommierter Historiker und NS-Forscher nicht in den Sinn, hier Analogien herzustellen, die es nicht gibt. Dennoch bleibt es auffällig, mit welcher Vehemenz schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Judenfeinde ihr Gedankengebäude auszuschmücken trachteten.

Wer in Longerichs Buch eine umfassende Analyse antisemitischer Vorurteilsstrukturen erwar-

tet, kennt den Autor nicht. Der Historiker breitet vielmehr die Fakten der Geschichte aus und weiß sie zu gewichten. Herausgekommen ist so weniger, wie es der Titel verspricht, ein Werk über Antisemitismus, als eine glänzende Studie über die Antisemiten und ihre Erfolgsspur in der deutschen Geschichte. Diesen Kräften gelingt es in der Tat innerhalb weniger Jahre, eine Bewegung zu initiieren und damit in der Bevölkerung eine Massenbasis zu erreichen. Wie konnte das geschehen?

Zu Beginn, vor der die Emanzipation vorantreibenden 1848er Revolution, mögen die „romantischen“ Antisemiten auch Revolutionäre gewesen sein, die gegen die bestehende Ordnung und Kleinstaaterei agitierten. Aber etwa ab Mitte des 19. Jahrhunderts gehörten sie zu den reaktionären Kräften, die das deutsche „Volkstum“ durch die hereinbrechende Emanzipation der Juden bedroht sahen, die Entwicklung aber durchaus im Rahmen der bestehenden Ordnung korrigiert sehen wollten.

Der „Gründerkrach“, die Wirtschaftskrise ab 1873, wurde für sie zum Erweckungserlebnis, identifizierten sie doch die Juden als Verursacher von Not und Elend. Damals und in den folgenden Jahrzehnten im Kaiserreich schuf die antisemitische Bewegung, vom Staat mehr gefördert als behindert, durch die Gründung von Verbänden und Parteien ihre Massenbasis. Damals auch entstand das Postulat von einer „Rasse“, die als „Staat im Staat“ das Land zu unterminieren drohe.

Die Judenhasser agitierten nicht länger gegen Angehörige einer Religionsgemeinschaft, sondern, so Longeriche, gegen „ein abstraktes, von Juden beherrschtes System, den ‚Semitismus‘, eine sich raffinierten Methoden bedienende jüdische Vorherrschaft“. Und so wurde diese Mischung aus Vorurteilen, Abstiegsängsten und Deutschtümelei zur Wissenschaft geadelt, bald darauf unterlegt von „Rassenhygiene“ und „Rassenanthropologie“, die an deutschen Universitäten gelehrt wurden. Derweil war die Emanzipation der Juden zwar vorangeschritten, aber auf staatlicher Ebene immer noch nicht

vollendet – höchste Ämter in Militär und Verwaltung blieben der Minorität verschlossen.

Auch wenn bis 1919 nur wenige und in den entsprechenden Parteien organisierte erklärte Antisemiten in den Reichstag einzogen, entwickelte sich der Antisemitismus dennoch zu einer Volksseuche, wie Longeriche auch anhand der evangelischen und katholischen Kirche nachweist, wobei Passagen des religiös begründeten Judenhasses wie die Lüge vom Ritualmord an Kindern umstandslos inkorporiert wurden. Die Weimarer Republik beendete die Anlehnung der Antisemiten an die staatliche Ordnung. Die Demokratie galt ihnen als „System“, das es zu zerstören gelte. Mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg hatten die Antisemiten eine neue Begründung für ihren Juden-

### Die Studie macht deutlich, wie flexibel Antisemiten auf Zeitumstände reagieren

hass gefunden: den „Dolchstoß“ von Juden und Linken, der hinter der Front die Niederlage verursacht habe. Allerdings waren sich die Judenfeinde ab 1919 keineswegs darin einig, wie die Ablösung des „Systems“ zu geschehen habe und was dem verhassten Staat folgen sollte.

Es entstand eine kaum zu übersehende Zahl an Vereinen, Organisationen und Parteien im rechtsradikalen Milieu, die Gewalt gegen Linke und Juden nahm brutalste Formen an. Kleinstparteien wie die NSDAP spielten zu Beginn von Weimar nur eine untergeordnete Rolle, wichtiger für die Propagierung des Antisemitismus war die starke rechtsradikale DNVP. Doch diese, den alten Vorstellungen des Kaiserreichs verbundene Partei, geriet ab Ende der 1920er Jahre zunehmend gegenüber den „revolutionären“ Vorstellungen der Führerpartei NSDAP ins Hintertreffen.

Antisemitismus, so schreibt Longeriche, zählte zweifellos zum zentralen Element der Nazi-Ideologie. Dennoch setzte die Partei den Judenhass keineswegs immer in den Mittelpunkt ihrer Agitation. Eine Entwicklung begünstigte den Aufstieg der Nazis: das Bekenntnis zur „Volksgemeinschaft“, das weit über rechtsradikale Parteien hinausging und eine Gemeinschaft postulierte, aus der die Juden leicht ausgeschlossen werden konnten. Hinzu kam die angeblich so ungerechte Behandlung Deutschlands durch die Siegermächte, wobei die Antisemiten einen besonderen Einfluss der Juden hinzudichteten.

Longeriche präsentiert präzise Fakten und bringt diese in Zusammenhänge, selbstverständlich auch über die NS-Herrschaft und den Holocaust. Diese enorme Vielzahl an Informationen macht sein Buch nicht immer zu einer leicht konsumierbaren Lektüre. Aber es gelingt dem Autor, mehr als eben nur einen Überblick über die Entwicklung des Antisemitismus zu schaffen, in dem er Entwicklungslinien aufzeigt, die weit über die immer wiederkehrenden Hinweise hinausgehen. Der Massenmord unter den Nazis wird zum Kulminationspunkt einer eliminatorischen Bewegung, die in ihren Grundzügen schon viel früher etabliert war als im Jahr 1933.

Angesichts der jüngsten aufgelegten Debatte über eine Definition des Antisemitismus – Stichwort Israel-Hass – macht diese Studie deutlich, wie flexibel Antisemiten auf Zeitumstände reagieren und ihre Wahnvorstellungen immer wieder aktualisieren können. Dies gilt auch für die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, in der die Antisemiten – von einem kleinen Kreis von Neonazis abgesehen – angesichts der Tabuisierung des Antisemitismus ihren Hass in Formulierungen codiert haben, die ihre Feindschaft gegenüber den Juden zwar dem Eingeweihten deutlich machen, formal aber keinen Anlass für strafrechtliche Konsequenzen ergeben. Das gilt in der Bundesrepublik für Teile der Debatte über die Entschädigung ebenso wie für den vorgeblichen Antizionismus in der DDR.



Peter Longeriche: „Antisemitismus. Von der Aufklärung bis heute“. Siedler Verlag, München 2021, 640 S., 34 Euro

# Grapschen und begrapscht werden

## Mary Gaitskills Erzählung „Das ist Lust“ stellt Gewissheiten der #MeToo-Debatte provokant in Frage

Von Nina Apin

**G**anz klar: Quinlan M. Saunders ist ein distanzloser Widerling. Oder wie sonst würde man einen New Yorker Verleger nennen, der sich darin gefällt, Grenzen beim anderen Geschlecht zu überschreiten? Er bringt wildfremde Frauen dazu, ihm zu sagen, woran sie beim Masturbieren denken. Seine Angestellte lädt er zum Shopping ein und befummelt, bevor er ihr das T-Shirt kauft, ihre Brüste. Kollegin Margot fasst er beim gemeinsamen Abendessen im Restaurant gar zwischen die Beine, mit der originellen Einleitung: „Sie haben so viel mehr Kraft! Sie sprechen direkt aus der Klitoris!“ Irgendwann findet Saunders sich auf einer Liste von Männern aus der Kulturszene wieder, die öffentlich der sexuellen Belästigung bezichtigt werden.

So weit, so #MeToo. Anzüglichkeiten, Ausnutzung von Machtge-

fällen und Übergriffe – man kennt diese Typen oder meint sie zu kennen: Harvey Weinstein, Dieter Wedel, der britische Ex-Verteidigungsminister Michael Fallon. Geschieht es ihnen nicht recht, wenn sie langsam von der Bildfläche verschwinden, einer nach dem anderen zu Fall gebracht von mutigen Frauen?

Die Erzählung „Das ist Lust“, erstmals Ende 2019 im *New Yorker* erschienen, wird vom deutschen Verlag gerühmt als „das Beste, was bislang zur #MeToo-Debatte geschrieben wurde“. Das ist äußerst diplomatisch umschrieben. Man könnte auch sagen: Das Stück steht quer im Fluss der Erzählungen von macht- und sexhungrigen Täter-Männern und unterlegenen, aber couragierten Opfer-Frauen. Denn die Autorin Mary Gaitskill hält nicht viel von einfachen Urteilen, wenn es um das weite Feld der Sexualität geht. Diese ist für die Frau aus Detroit, die schon in vielen, auch erotischen Dienstleistungsberufen gearbeitet hat, ein unzivilisierter Ort,

in dem auch das Schöne, Schmutzige, Schmerzliche und Gewaltvolle seinen Platz hat.

Gaitskills bislang größter literarischer Erfolg ist eine Kurzgeschichtensammlung namens „Bad Behavior“, die Verfilmung von „The Secretary“ in der Regie von Steven Shainberg von 2002 ist ein Kassenschlager der Soft-Sadomaso-Erotik. Aber würde man solche literarischen Stoffe – Sekretärin kriecht halb nackt auf dem Boden vor ihrem Chef, in der Hoffnung, dieser möge ihr den Hintern verschonen – heutzutage nicht eher als frauenverachtend einstufen?

Gaitskills Darstellungen von Lust und Sexualität lassen sich indes nicht ohne Weiteres als männerzentrierte Unterwerfungsklammotten à la „Fifty Shades of Grey“ zurückweisen. Zu genau ist ihr Blick auf die blinden Flecken heterosexueller Sexualbeziehungen, zu klug schreibt sie über die unaufgeräumten Ecken unseres modernen Begehrens, jenseits klassischer Rol-

lenzuordnungen. Ein solches Erzählen produziert zwangsläufig Ambivalenzen, die nicht ins Täter-Opfer-Schema passen.

So weigert sich Margot, objektiv eine der Hauptbetroffenen von Quins Übergriffen, in diesem nur den Grapscher zu sehen. Statt sich in den Chor der Anklägerinnen einzureihen, hält sie trotz Selbstzweifeln einem Mann die Treue, den sie auch als lustig, sensibel und loyal schätzt. Ihre Gedankengänge dabei sind für Feministinnen mitunter schwer verdaulich. Etwa dieser hier: „Frauen sind wie Pferde. [...] Sie wollen geführt, aber auch respektiert werden. Du musst dir immer wieder ihren Respekt verdienen. Und sie sind scheißstark.“

So stark, dass sie einfach nur Nein sagen können, statt hinterher zu klagen? Auch wenn Quin ihr Vorgesetzter ist, ein älterer und ungleich einflussreicherer Mann? Zwischen gesellschaftlichen Machtgefällen und individueller Verantwortung liegt eine Welt von Kränkungen,

Brutalitäten und Missverständnissen. Um das zu umreißen, braucht Mary Gaitskill nur eine Handvoll Seiten, auf denen Margot mit ihrem Ehemann Todd diskutiert, mit Freundinnen und immer wieder mit Quin selbst.

Dagegen ist Quins Perspektive, aus der zur anderen Hälfte erzählt wird, geradezu erfrischend klar: „Es ist alles so schrecklich und absurd. Absurd, dass ich bestimmte Dinge getan habe, ja. Absurd aber auch, dass Caitlin eine Stelle hat, die ich ihr verschafft habe, und dass sie mir von dieser Stelle aus Dinge vorwirft, bei denen sie selbst mitgemacht hat. Noch absurder ist, dass man sie dafür ‚mutig‘ nennt.“

Auch „Das ist Lust“ kann man ein mutiges Buch nennen. Es scheut nicht zurück vor Widersprüchen, es kennt keine Opfer und Täter, nur Menschen. Das kann man empörend finden oder irritierend. Auf jeden Fall regt es mehr zum Nachdenken an, als das viele andere Beiträge in der #MeToo-Debatte vermögen.



Kränkungen, Brutalitäten, Missverständnisse: feministischer Protest gegen Harvey Weinstein beim Prozess gegen den Filmproduzenten  
Foto: Mathew McDermott/Polaris/laif



Mary Gaitskill: „Das ist Lust“. Aus dem Englischen von Daniel Schreiber. Blumenbar, Berlin 2021, 128 Seiten, 18 Euro

## taz talk

### meets Leipzig liest extra

Die taz ist seit Beginn der Leipziger Buchmesse vor Ort, seit 2015 begrüßen wir Autor:innen auf unserem roten Sofa im taz Studio vor Livepublikum. Natürlich sind wir auch in diesem Jahr dabei, digital, im Rahmen von „taz Talk meets Leipzig liest extra“. Unser digitales Programm als Teil vom Lesefest Leipzig liest extra steht dem Analogen zuvor in nichts nach. Machen Sie es sich auf Ihrer Couch gemütlich, stellen Sie Ihre Fragen und genießen Sie einen kurzen Ausflug in die Welt der Bücher – fast so, als wären wir alle gemeinsam in Leipzig vor Ort.

Alle Termine und weitere Informationen finden Sie unter:  
[taz.de/buchmesse](http://taz.de/buchmesse)

**Dienstag, 25. 5. 2021**

**„Eine Formalie in Kiew“**

**17 Uhr**

**Dmitrij Kapitelman** (Hanser)  
Ein autobiographischer Roman über Migration, die nie aufhört. Der Autor beschließt nach 25 Jahren in Deutschland Deutscher zu werden und muss wegen einer Formalie nach Kiew reisen, als Sohn ukrainischer Einwanderer und als ukrainischstämmiger Deutscher.

Moderation: Doris Akrap

**„Journal – Tagebuch in Zeiten der Pandemie“**

**19 Uhr**

**Carolin Emcke** (S. Fischer)  
Schreiben und Leben in Corona-Zeiten: Die schonungs- und schutzlose Chronik eines Ausnahmezustands, von dem niemand weiß, wann er zu Ende sein wird. Sie versucht der historischen Zäsur, die dieses Virus darstellt, nachzuspüren und widersetzte sich dabei der Neigung, nur das eigene Umfeld zu betrachten.

Moderation: Barbara Junge

**Mittwoch, 26. 5. 2021**

**„Brombeerkind“**

**17 Uhr**

**Waltraud Schwab** (Ulrike Helmer)  
Ein Roman über eine Frau, die vor ihrer Vergangenheit davonläuft. Sie denkt sich stattdessen in das Leben eines jungen grünäugigen Mädchens hinein, das sie von ihrem Fenster aus beobachtet. In einem Hin und Her zwischen Ansinnen und Verweigerung entfalten sich die Leben der beiden.

Moderation: Adrienne Woltersdorf

**„Die Selbstgerechten.“**

**19 Uhr**

**Mein Gegenprogramm – für  
Gemeinsinn und Zusammenhalt“**

**Sahra Wagenknecht** (Campus)  
Die populärste Linkspartei-Politikerin will das untere Drittel der Gesellschaft wieder zu einer Interessengemeinschaft mit Machtoption zusammenführen. Ihre Grundthese: Der Linksliberalismus kann das nicht mehr, weil er von „Lifestylelinken“ zu einer individuellen Lifestylefrage pervertiert wurde.

Moderation: Peter Unfried

**Donnerstag, 27. 5. 2021**

**„Das achte Kind“**

**15 Uhr**

**Alem Grabovac** (Hanser)  
Es geht um das außergewöhnliche Schicksal des Autors, der in jeder Hinsicht mehr als eine Herkunft hat, der sprichwörtlich zwischen Kulturen groß wird, wie sie unterschiedlicher nicht sein können, und der sich schließlich aufmacht, seinen leiblichen Vater zu finden.

Moderation: Martin Reichert

**„Komplett Gänsehaut“**

**17 Uhr**

**Sophie Passmann** (KiWi)  
Bloß nicht so werden wie die anderen. Passmann entlarvt in ihrem neuen Werk den unerträglichen Habitus einer Bürgerlichkeit, durch die sie selbst geprägt wurde. Ein Gespräch mit der Autorin über ihr neues Buch, übers Erwachsenwerden und literarischen Selbsthass.

Moderation: Katrin Gottschalk

**„Sieben Heringe. Meine Mutter,  
das Schweigen der Kriegskinder  
und das Sprechen vor dem Sterben“**

**19 Uhr**

**Jürgen Wiebicke** (KiWi)

... über eine Generation, die den Krieg mit voller Wucht abbekam, und über Parallelen zur heutigen Zeit. Alles aufzuschreiben scheint besonders wichtig, weil die Geschichtsleugner und Hassbereiten wieder aus den Löchern kriechen, während die letzte Generation der Zeitzeugen abtritt.

Moderation: Jan Feddersen

**Freitag, 28. 5. 2021**

**„Deutschland 2050: Wie der  
Klimawandel unser Leben  
verändern wird“**

**15 Uhr**

**Nick Reimer und Toralf Staud** (KiWi)

Wie wird unser Leben in Deutschland konkret aussehen, wenn das Klima immer heißer, trockener und stürmischer wird? Eine aufrüttelnde Zeitreise in die Zukunft: Selbst, wenn wir den Klimawandel noch bremsen können, wird sich unser Land tiefgreifend verändern.

Moderation: Ulrike Winkelmann

**„Krach“**

**17 Uhr**

**Tijan Sila** (KiWi)

1998, inmitten der Baseballschlägerjahre, gründet der 18-jährige Gansi mit seinen Freunden eine Punkband. Was kann da schon schiefgehen. In seinem unverwechselbaren Ton schreibt Tijan Sila einen humorvoll wilden, zarten Roman über die identitätsstiftende Kraft von Subkulturen.

Moderation: Doris Akrap

**„Wolfgang Niedecken über  
Bob Dylan“**

**19 Uhr**

**Wolfgang Niedecken** (KiWi)

Es gibt sicher keinen anderen deutschen Musiker, der eine solche Nähe zu Bob Dylan hat wie Wolfgang Niedecken. Er hat sein Vorbild mehrmals persönlich getroffen und erzählt in seinem Buch lebendig von diesen Treffen und den Berührungspunkten zwischen seinem eigenen Werk und den Inspirationen, die er durch Bob Dylan erhalten hat.

Moderation: Peter Unfried